econ.

782

Grundlage

Handbuch

für

Liebhaber

der

Natur und Oekonomie.

Zweyter Band.

Grätz,
in Kommission bei J. G. Weingand und Fr. Ferstl.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drittes Quartal.

Ganz kurz beschriebenes Verfahren bei Errichtung der Blitzableiter. *)

Die Voraussetzung, worauf sich diese ganze Methode gründet, sind folgende, die man aus der Naturlehre erwiesen, annehmen, oder wovon man sich auch mit jeder elektrischen Maschine selbst überzeigen kann. a) Die Blitzmaterie fährt vorzüglich den Metallen z. B. Gold, Silber, Eisen ꝛc. zu. b) Fährt so lang an den Metallen fort, als diese ununterbrochen fortdauern. c) Ist also unschädlich für andere den Metallen nahe Körper, weil sie die Metalle nicht verläßt, so lang

*) Hübners Tagbuch.

diese stetig fortlaufen. d) Ein Stück Mauer, ein Holz ꝛc bleibt demnach unbeschädigt, wenn Metalle nebenher liegen, auf welche die Blitzmaterie angezogen wird. e) Noch mehr, wenn Metalle über selbe emporragen, und der Blitzmaterie näher kommen, als andere tiefer liegende Körper. f) Die Blitzmaterie entladet sich, oder geht leichter und ungehinderter in spitzige als stumpfe Metalle über. g) Weil die Blitzmaterie am stetigen d. i. ununterbrochen fortlaufenden Metallen unschädlich, und ungehindert dahin fährt, so müssen diese Metalle so geleitet werden, daß die Blitzmaterie durch sie von den Gebäuden abgeleitet werde.

Diese Punkte vorausgesetzt, die man als gründlich erwiesene Wahrheit annehmen kann, ist nun die Behandlungsart bei Blitzableitungen keine Hexerey mehr.

1.) Betrachte dein Gebäude, worauf du einen Blitzableiter setzen willst. Ist es nicht über 100 auch 120 Schuhe, etwas

mehr

mehr oder weniger lang, so bedarfst du nur eine Leitungsstange, die du nun in Mitte des Gebäudes, wenn sichs wegen Rauchfängen, oder anderen Umständen wohl thuen läßt, oder auch gegen die Mitte desselben aufrichten kannst. Ist dein Gebäude niedrig, etwa nur ein Stockwerk hoch, so ist es rathsamer, du setzest deinen Ableiter auf einer hohen Stange neben dein Gebäudchen hin, wie du nachher sogleich belehrt werden sollst. Ist dein Gebäude länger, als oben gesagt worden ist, so kannst du nach Proportion entweder auf jedes Ende des Gebäudes einen, somit zween Ableiter setzen: oder falls die Länge, wie bei grossen Burggebäuden sehr beträchtlich ist, auch zwischen den Ableitern auf den äussersten Enden des Gebäudes noch einen, zween und mehrere errichten. Das nämliche gilt auch von Schloßgebäuden, welche mehrere sehr beträchtliche Pavillons haben.

2.) Hast du nun altes Eisen, altes Gitterwerk oder dergleichen in deinem Hause, so suche es zusammen, und gieb es in die Eisenschmiede, damit du wohlfeiler wegkömmst, und laß dir dort so viele Auffangstangen, das ist, eisene Stangen, welche die Blitzmaterie auffangen sollen, jede zu 5 oder 6 Schuhen machen, als du brauchst: du kannst diesen Stangen, wenn sie nur oben spitzig zulaufen, nun allerhand Figuren geben, die es dir zu geben beliebt. Du magst sie mit mehreren Gerade auf, oder schief gegen die Wolken stehenden, auch wagerecht hervorgehenden, oder mit einem Dachfähnchen, oder mit einer vergoldeten Kugel, oder Birne in der Mitte, und mit einem schimmernden Stiefel vom Bleche gegen das Dach zu versehen lassen. Das hängt ganz von dir ab. Die wohlfeilste und vollkommen so gut als jede andere nützliche Art ist eine fünf bis sechs Schuhe lange runde Stange von Eisen, welche 1 $\frac{1}{2}$, 2 auch dritthalb

Zolle

Zolle dick ist, oben ganz spitzig zuläuft, und unten auf einen Schuh weit viereckicht zugehämmert ist, daß sie fester und bequemer eingesenkt, und am Dachstuhle festgemacht werden kann. Oberhalb diesem zum Einsenken bestimmten Ende, gerade dort, was eine Spanne weit übers Dach hervorzustehen kömmt, wird ein rundes, wenn ein Drat gebraucht wird, oder ein gehörig breites Loch, wo eine Schiene genommen wird, durch das Eisen geschlagen, damit diese durchgesteckt werden können. Die Spitze kann man, um sie vor dem Roste zu verwahren, auf einen Schuh weit vergolden, oder versilbern, oder noch glüend in Oel oder Wachs tauchen lassen, welches ebenfalls wieder den Rost verwahrt. Einige Richten die Spitze zum abschrauben, und machen diese von Kupfer, es ist aber nicht nothwendig, und obiges vielmehr zu empfehlen.

3.) Nun weißt du auch die Höhe deines Gebäudes, und kannst beiläufig den Uiberschlag machen, wie viele Schuhe lang dein Leitungsdrat von der Auffangstange an quer übers Dach oder an der Seite des Gebäudes herab bis auf die Erde, und dann noch 9 Schuhe tief unter die Erde seyn müsse. Du magst nun einen runden Drat etwa zweymal so dick, als ein Gänsekiel nehmen, oder wenn du etwas mehr darauf wenden willst, dir einen oder 1 $\frac{1}{2}$ Zoll breite, und $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Schienen anschaffen, und zwar so viel du in der Länge zu deinen Gebrauch nöthig hast: so mußt du trachten, daß von der Auffangstange an bis 9 Schuhe tief unter die Erde der Drat, oder die Schienen ein wohl zusammenhängendes, ununterbrochenes Ganzes ausmachen, zu welchem Ende du auch dieselben, wenn sie aus der Schmiede kommen, wohl untersuchen mußt, ob sie überall dicht zusammenhängen, und keine Kluften oder grose Risse haben. Da die Schienen in jener

Län=

Länge, wie du sie brauchst, nicht gemacht werden, so mußt du sie wohl zu verbinden wissen: eine wird in die andere gleichsam eingefalzt, welches durch Flachhämmern oder Zufeilen an den Enden geschieht: man leget Streifen Bley dazwischen, und verbindet sie *mit* einem oder zwey Schräubchen, welche gegeneinander stehen, und mit Mütterchen verwahret werden; das hast du nun von dem Schmiede oder dem Schlosser aus, besorgen zu lassen.

4.) Wenn nun das alles bei Handen ist, so läßt du durch dem Zimmermann unterm Dache gerade an der Stelle, wo deine Auffangstange hinkommen soll, einen senkrecht stehenden Balken mit Seitenklammern, Querhölzern, und dergleichen festmachen, und dem Balken oben eine viereckichte Oeffnung geben, just, wie du sie zum Einsenken der Stange brauchst. Ist das geschehen, und auch jene Stelle des Dachs eröffnet, dann laß die Stange in diesen Balken einsenken, und durch Verkei-

lung,

lung, oder durch Verpechung fest machen. Dann wird der Drat, oder die Schiene, welche zum Ableiten gebraucht wird, an ihrem einen Ende durch das in der Auffangstange befindliche Loch geschoben, beiderseits mit Bley oder Eisenpflöckchen recht fest verkeilet, daß die Oeffnung ganz ausgefüllet werde, und endlich zu grösserer Haltbarkeit umgebogen, oder auf eine andere Art fest gemacht.

5.) Der Ort, wohin die Ausleitung geschehen soll, muß bereits ausersehen, die Erde dort eröffnet, und alles zum Einsenken der Ableitung hergerichtet seyn. Die Ausleitung muß, so viel möglich, in einer Entfernung von Fenstern am Gebäude herab, und nach einer am wenigsten besuchten Gegend geschehen. Ist ein Wasser, eine Mist oder Senkgrube, oder etwas dergleichen in der Nähe, so suchet man den Ableiter unter der Erde vom Gebäude hinweg dahin zu leiten: wo nicht, so wird derselbe 9 Schuhe tief vom Gebäude hinauswärts

un-

unter die Erde vergraben, mit Steinen und Sande zugedeckt, gehörig überpflastert, und obenauf etwas über Mannshöhe mit einer hölzernen Einfassung versehen. Daß von der Auffangstange bis hinab in die Erde die ganze Ableitung zusammen hängen, und wie dieses bewerkt werden müsse, ist schon gemeldet worden. Es ist überflüssig die Leitungskette über den ganzen First zu ziehen, und sorgfältig alle kupferne Dachrinnen, Glöckchen, Eisenklammern damit zu verbinden, wo nur eine Auffangsstange ist. Jenes geschieht nur, wo mehrere Auffangstangen miteinander verbunden werden müssen, weil sie nur eine Ausleitung haben. Quer übers Dach herunter, oberm Firste, wo es nöthig ist, und an der Mauer herab wird die Ableitung eine Spanne weit vom Dache und Mauer durch eiserne Klammern weg, und zugleich durch diese fest gehalten. Und nun ist alles fertig, ohne daß etwas vorgegangen wäre, das nicht jeder gesund den-

denkende Hausvater nach diesen Vorausset-
zungen selbst unternehmen könnte.

6.) Ein niedriges Gebäud, eine Scheune, eine Bauernhütte wird auf folgende Art wider den Blitzstrahl verwahret. Man richtet einen hohen, wie die sogenannten Maybäume, zubereiteten Baum auf, stecket oben eine 2 bis 3, auch wenn man will, mehrere Fuß hohe Auffangstange fest und gerade ein, läßt die Ableitung von oben am Baume bis in die Erde herabgehen, leitet diese, unter der Erde in die Miststätte, oder in ein Wasser, oder tief in die Erde: und ist mit allem zu Ende.

Dem immer unvermeidlichen Uibel der Blitzstrahlen über Heidekorn, Erbsen, und andere Feldfrüchte, hat man durch folgende wohl geprüfte und höchst nützlich befundene Erfahrung glücklich vorgebeuget, da man in die Mitte der mit solchen Früchten angebauten Felder ein mit Stahl vermischtes Eisenwerk, z. B. eine alte Sense, oder dergleichen, eingesteckt hat. Denn dieses

Ei-

Eisenwerk nimmt, vermög seiner anziehenden Eigenschaft, die elektrische Kraft oder Wirkung der Blitzstrahlen an sich, und entfernt also dieselben gänzlich von den Früchten, indem dadurch deren Blühte von allem Schaden befreyt erhalten wird. Diese gegründete Erfahrung ist bereits, wo man sich *dieses* Vorschlags bedient hat, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. *)

Abhandlung von frühzeitiger Erzeugung der Kohlgewächse.

Ich glaube (sagt der Herr Verfasser) nicht nöthig zu haben, daß ich hier weitläufig anführe, daß der Mond in das Gedeihen und Fortkommen der Gartengewächse nicht den geringsten Einfluß hat, und folglich auch zu frühzeitiger Erzeugung derselben nichts beitragen kann. Unsere vernünftigen Zeiten sollten dieses alte, aber bei=

*) Wittenberg. Wochenbl. v. Fr. 1772. S. 387.

bei den meisten Gärtnern noch zimlich tief eingewurzelte Vorurtheil, das uns von der Einfalt und dem Aberglauben der vorhergehenden Zeiten übrig geblieben ist, längst abgeleget haben. Eine Menge Versuche, die von vernünftigen, und des Gartenbaues genugsam kündigen Leuten mit aller Vorsicht angestellet worden sind, haben diesen vermeinten Einfluß gänzlich als ungegründet befunden.

Unsere lieben Alten haben zu diesem Vorurtheile vermuthlich daher Anlaß bekommen; weil sie gesehen haben, daß der Mond in die Witterung einigen Einfluß hat. Dieser Einfluß ist unstreitig, ob wir gleich noch nicht so weit gekommen sind, daß wir die Stärke oder Schwäche dieses Einflusses, und seine hauptsächlichsten Ursachen genugsam bestimmen können. Unterdessen zeigt uns die Erfahrung, daß der volle Mond gemeiniglich gutes und helles Wetter mit sich bringet, und daß wir nach der Maaße immer üblere Witterung befürch-

ten müssen, wie der Schein des Mondes abnimmt, oder sich gänzlich verliert.

Da nun das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen gar viel auf die Witterung ankommt, und die eine Art der Pflanzen nach ihrem Säen und Verpflanzen immer mehr Feuchtigkeit nöthig hat, als die *andere*: so haben die Alten, die überhaupt von dem Einflusse der Gestirne viel ungegründete Vorstellungen hatten, gar leicht darauf verfallen können, dem Monde eine besondere Wirkung über die Pflanzengewächse zuzuschreiben. Allein diese Wirkung ist gänzlich ungegründet. Sobald die Witterung anders erfolget, wie es gar oft geschieht, ohne daß wir noch zur Zeit die Ursachen davon wissen: so fällt auch alle mittelbare und entfernte Wirkung des Monden auf die Gewächse gänzlich dahin: und wir können mithin demselben keinen Einfluß darauf beilegen, ohne uns vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft lächerlich zu machen.

Ein nicht weniger gemeines Vorurtheil ist es, daß man in dem Gedanken stehet, die frühzeitigen Gartengewächse wären von einer ganz anderen Natur und Beschaffenheit, als die späteren, und erfoderten demnach auch einen besonderen Saamen. Man hört daher öfters, daß man von Früherbsen, vom Frührettigsaamen, vom Winterkohlsaamen und dergleichen redet: und viel Gärtner stehen sogar selbst in Gedanken, daß zu dergleichen frühzeitigen Gewächsen ein besonderer Saamen erfoderet werde.

Allein nichts ist so ungegründet, als diese Meinung, der Unterschied der Pflanzen muß auf wesentlichen Eigenschaften beruhen, nicht aber auf ihrer frühen Zeitigung: und alle diejenigen, welche den Gartenbau mit Einsicht und Uiberlegung getrieben haben, werden bekennen müssen, daß alles einerley Saamen ist, und daß der Unterschied blos auf die Zeit des Säens, und die Mittel, den Wachsthum zu befördern ankömmt.

Man

Man kann auch nur den Versuch machen, und den ordentlichen oder sogenannten Sommerkohlsaamen, zu Winterkohl anwenden: so wird man überzeugt werden, daß alles einerley Art von Pflanzen ist, und daß der Unterschied blos darauf ankömmt, daß der Saame im August gesäet, der Kohl um Michaelis verpflanzet, und des Winters über auf dem Acker oder Beeten gelassen wird.

Freylich gehet es auf eben die Art nicht mit allen Gartengewächsen an: und man würde sich sehr betrügen, wenn man, um zeitigen Blumenkohl zu haben, denselben vorm Winter säen und verpflanzen wollte. Denn einige Gartengewächse, worunter der Blumenkohl gehöret, sind blos Sommergewächse, die nur einen einzigen Sommer dauern können. Diese müssen mithin auf eine andere Art zur frühen Zeitigung beförderet werden, wie wir in der Folge sehen werden.

Noch ein anderes Vorurtheil findet man bei vielen Gärtnern und Landleuten, daß sie glauben, wenn einigen Wurzelgewächsen, und vornämlich auch dem Kohlrabi, das Kraut abgeschnitten würde, nachdem sie zu einer gewissen Grösse gelanget sind, so würden sie desto mehr und frühzeitiger in die Dicke wachsen. Allein diese Meinung ist sowohl vernünftigen Grundsätzen von dem Wachsthum der Pflanzen, als der Erfahrung zuwider. Wenn man das Kraut von solchen Gewächsen abschneidet: so wird dadurch unläugbar der Umlauf der Säfte verhindert, und die Pflanze braucht einige Zeit zu ihrer Erholung. Wenn sie sich aber auch wieder erholet; so muß sie einen grossen Theil ihrer Säfte anwenden, das verlorne Kraut, welches ein unentbehrlicher Theil zu dem Ganzen des Gewächses ist, wieder zu ersetzen. Folglich muß die Pflanze allerdings in ihrem Wachsthume aufgehalten werden.

Aufmerksame Liebhaber des Gartenbaues haben dieses auch durch die Erfahrung also befunden: und diejenigen Gewächse, welchen das Kraut abgeschnitten worden, sind merklich kleiner ausgefallen, ob man gleich die Versuche auf einerley Acker und *mit* Gewächsen von einerley Grösse *und* Beschaffenheit angestellet hat.

Wir wenden uns nunmehr zu der Sache selbst: und da haben wir vornämlich zweyerley Wege zu bemerken, wodurch die frühzeitige Erzeugung der Kohlgewächse befördert wird. Sie müssen nämlich entweder vorm Winter gepflanzet werden, damit sie im Frühjahre bei der ersten guten Witterung sofort in dem vollen Wachsthum eintreten können: oder ihre Zeitigung muß durch ein Mistbeet befördert werden: indem nämlich die Wärme des Mistes die natürliche Wärme ersetzet, die noch zur Zeit mangelt. Wir wollen zuförderst von denjenigen Kohlgewächsen handeln, die man

blos durch die Verpflanzung vorm Winter frühzeitig haben kann.

Das Weißkraut, oder der weisse Kopfkohl, auch Kappuskraut genannt, ist das gemeinste Kohlgewächs. Man hat eigentlich drey Sorten davon: die grosse Art, deren Köpfe zwar ungemein groß werden, die aber in den wenigsten Gegenden zu einer Festigkeit gelangen: die mittlere Sorte, die allenthalben am häufigsten zu den sogenannten Sommerkraut verpflanzet wird; und die kleine Art, die am häufigsten zu Winterkraut, oder zu frühzeitigen Sommerkohl angewendet wird.

Da wir das Vorurtheil, daß zu dem Winterkraute ein besonderer Saame erfodert wird, schon vorhin aus dem Weg geräumet haben: so ist es kein Zweifel, daß nicht alle diese drey Sorten zu Winterkraut gebraucht werden können. Allein weil es dabei um die frühe Zeitigung hauptsächlich zu thun ist: so erwählet man gemeiniglich am liebsten die dritte oder kleine Sorte, in-

dem

dem dieselbe am baldesten zu ihrer Festigkeit und Vollkommenheit gelanget.

Der Saamen, der zu Winterkohlpflanzen bestimmt ist, wird zu Ende des Heumonats, oder Anfangs Augusts gesäet. Einige stehen in dem Gedanken, daß das Land dazu durchaus nicht gegraben, oder gehacket werden müsse: sondern man habe ein bereits gebrauchtes Land dazu zu erwählen, das Unkraut mit Schaufeln abzustossen, und das Beet mit den Harken nur oben ein wenig locker zu machen. Allein, man kann schwerlich eine zureichende Ursache angeben, warum also verfahren werden müsse? Alles, was man vielleicht dadurch bewirket, ist, daß man den schnellen Wachsthum der Pflanzen hinderet. Man kann aber diesen Endzweck gleichfalls erhalten, wenn man den Saamen nicht so zeitig bestellet.

Sollte man in den Gedanken stehen, daß die Pflanzen dadurch desto dauerhafter würden, um die Strenge des Winters aushalten zu können: so irret man sich. Das

zarte und lockere Erdreich ist zwar eine Ursache der Fruchtbarkeit und des geschwinden Wachsthums. Es trägt aber zu der Zärtlichkeit der Gewächse nichts bei. Dieses kömmt auf die Beschaffenheit der Luft und Witterung an, in welcher sie sich zeither befunden haben, und welcher sie mithin gewohnt sind. Aus diesem geschieht es, daß die ausländischen Gewächse, die in den Gewächshäusern erhalten werden, im Frühjahre, da sie keiner strengen Witterung gewohnt sind, viel eher erfrieren: da ihnen hingegen ein gleicher Grad der Kälte im Herbst nicht den geringsten Schaden zufüget.

Die Pflanzen werden um Michaelis ordentlich verpflanzet. Man stecket sie so tief in die Erde, daß die Herzblätter mit der Oberfläche der Erde gleich sind, denn je weniger ihr Stängel aus der Erde hervorraget, destoweniger haben sie von dem strengsten Frost zu befürchten. Dieses ist eine allgemeine Anmerkung, die bei allen Pflanzengewächsen gilt: und ich habe auf

die=

diese Art die vollesten und raresten Nelken ohne Furcht der Kälte des Winters überlassen, und viel weniger eingebüsset, als in Kellern, in Zimmern und selbst in Gewächshäusern. Daher wenn die Pflanzen bei guter Herbstwitterung stark aus der Erde herausgewachsen ist: so muß man vor der gänzlichen Zuwinterung die Erde mit einer Hacke an dem Stängel anziehen, um ihn zu bedecken: und wenn dieses geschieht: so hat man nicht nöthig, durch umgegrabenes Land den schnellen Wachsthum der Pflanzen zu verhüten.

Man pfleget die Pflanzen nur 2 bis 3 Zoll weit auseinander zu stecken, weil gemeiniglich ein Theil derselben erfrieret, viele aber im Frühjahre in Saamen schiessen. Wenn beides nicht häufig geschieht: so werden sie im Frühjahre dergestalt überzogen, daß eine jede noch 1 Fuß, und weiter von der anderen abstehet. Die herausgezogenen verpflanzet man in ein anderes wohl zugerichtetes Erdreich, und wartet beide mit

Begießen, Reinigung vom Unkraute, und Auflockerung des Erdreichs, auf das fleißigste: so wird man ein gar zeitiges Winterweiskraut erlangen: vornämlich aber auf denjenigen Beeten, wo die Pflanzen im Frühjahre stehen geblieben sind. Denn die weitere Verpflanzung verursachet allemal, daß sie einige Wochen später zu ihrer Vollkommenheit gelangen.

Man kann die dritte und kleinste Sorte von Weiskraut auch als ein Sommergewächs, zimlich frühzeitig erbauen. Man säet nämlich den Saamen in der Hälfte des Hornungs in ein Mistbeet; und wenn die Pflanzen aufgegangen sind; so müssen dieselben des Nachts mit Brettern, oder Strohdecken zugedecket werden. Man verpflanzet sie alsdenn zu Ausgang des Aprils wenigstens 1 ½ Fuß weit von einander: und wenn sie mit Begießen, Reinigen von Unkraut, Behacken und dergleichen wohl gewartet werden; so kann man versichert seyn, daß man dieses Sommerkraut fast eben so

zei-

zeitig, und kaum 14 Tage später erhält, als ein Winterkraut, das am besten gewartet worden. Ein fleißiger Gärtner, oder Gartenliebhaber, soll alle beide Arten miteinander erzeugen.

Auf die vorhin beschriebene Art kann auch der rothe Kohlkopf, oder rothe Kappus, der grosse gelbe Savoyer Kohl, der grüne Wirsing, der Herzkohl, Pörschkohl, der Blatkohl, und andere mit dem Weißkraut übereinkommende Kohlarten frühzeitig gebauet werden. Nur ist der Unterschied zu beobachten, daß diese Kohlarten zum Theil ein fetteres, und fruchtbareres Land erfodern, als die andern. Wenn man auch den Wirsing als einen Winterkohl, und zwar zur frühen Abblatung in die Küche gebrauchen will; so ist es dienlich, die Pflanzen im Herbst an einem schattichten Ort unter die Bäume zu versetzen. Denn wenn sie der Sonne sehr ausgesetzt sind; so schliessen sie sich mehr in Köpfe,

als ein Blattkohl nöthig hat: und sind mithin zu diesen Endzweck nicht dienlich.

Bei allen diesen Kohlarten, die als Winterkraut gebraucht werden, besonders bei denjenigen, die in Köpfe erwachsen, pfleget es sich zu ereignen, daß ihm Frühjahre, wenn sie sich in Häupter schliessen wollen, außer den mittelsten Herzen, fast an jedem Blatte ein Herz entsteht, das sich auch wirklich schliesset, und zu einem kleinen Kopfe erwächst: so, daß öfters, wenn man diesen Nebenköpfen ihren Wachsthum läßt, 15 und mehr dergleichen kleine Köpfe werden, welche mithin dem mittelsten Herzen den Wachsthum benehmen. Diese Nebenköpfe müssen also ausgeschnitten, oder abgebrochen werden, sobald sie sich zu zeigen anfangen, wenn der mittelste Kopf zu seinen rechten Wachsthum gelangen soll. Denn mit diesen kleinen Köpfen, die kaum die Grösse eines Borsdorfer Apfels erlangen, ist Niemanden zum Gebrauche der Küche etwas gedienet.

Nach-

Nachdem wir von den gemeinen Kohlarten, die blos durch die Verpflanzung vor Winters, das folgende Jahr als frühzeitige Kohlgewächse erhalten werden können, gehandlet haben: so kommen wir nun zu denjenigen Kohlarten, die auf keine andere Art, als durch *ein* Mistbeet, zur frühen Zeitigung befördert werden können. Zu dem Ende wird es nöthig seyn; daß wir von der Anlegung eines Mistbeetes selbst zuförderst das Nöthige beibringen.

Ein Mistbeet ist für diejenigen, welche sich des Gartenbaues mit einigen Nutzen befleißigen wollen, eine unentbehrliche Sache: und die dazu erfoderlichen Kosten sind so wenig beträchtlich, daß man sich deshalb abschrecken zu lassen, nicht Ursache hat. Man erwählet hiezu einen Platz, der nach Norden zu, eine Mauer, Haus, oder andere Bedeckung in der Nähe hat, damit die kalten Nordwinde das Mistbeet nicht bestreichen können. Zugleich aber muß dieser Platz von allem, was Schatten macht,

frey

frey seyn, damit den ganzen Tage über die Sonne darauf fällt. Hier macht man eine Grube, 3 bis 4 Schuh tief, und wenigstens 4 Schuh breit. Die Länge aber kömmt auf die Grösse des Gartens, und die Menge der Gewächse an, die man frühzeitig erzeugen will.

Wenn man die Kösten sparen will: so ist es gar nicht nöthig, diese Grube ausmauern zu lassen, dazu sonst Backsteine, weil sie die Kälte am wenigsten vermehren, am dienlichsten sind. Ja, wenn der Garten von Maulwürfen, Kröten, und anderem Ungeziefer rein erhalten wird, wohin sich jeder Gartenliebhaber bemühen soll, und es auch leicht dahin bringen kann: so ist es nicht einmal erfoderlich, daß das Mistbeet mit Brettern ausgefüttert wird: sondern man schlägt in die vier Ecke starke Pfähle, und nagelt ganz oben in der Grube eine Einfassung von Brettern daran, die auf der Nordseite 2 Fuß, nach Süden aber nur 1 Fuß über die Fläche der Erde her-

vor-

vorragt. Die Grube wird am besten im Herbst gemacht, weil man ihm Frühjahre selten zeitig genug in die Erde kommen kann, wie dann auch die obere Erde, in welcher die Pflanzen gesäet werden sollen, im Herbste zubereitet, und an einem zwar offnen, aber vor Schnee und Regen bedeckten Orte des Winters über aufbewahret werden muß. Man muß eigentlich zweyerley Erden, eine fette, und eine magere, im Herbste zubereiten, um sie im Frühjahre in das Mistbeet zu gebrauchen: und so klein auch das Mistbeet ist: so soll man doch in der Mitte ein Bret, nachdem der Mist hineingeschaffet worden, zum Unterschiede zwischen diesen zweyerley Erden anbringen. Die fette Erde bestehet aus der Hälfte Gartenerde, und aus der Hälfte Misterde. Die magere Erde wird am besten aus einer gemeinen, jedoch guten fruchtbaren Erde, und dem vierten Theile Sand zusammengesetzet. Eine jede dieser Erden wird wohl durchgesiebet, und untereinander gemischet. Diese zweyer-

ley

ley Erden sind um deshalb nöthig, weil viele Gewächse, die man frühzeitig haben will, nicht wohl gedeihen, wenn sie in einer Misterde gesäet werden. Hierunter ist vornämlich der Blumenkohl, der, wenn die obere Erde des Mistbeetes keine andere als eine fette Misterde hat, schlecht gedeihet, gemeiniglich an den Wurzeln, und dem untern Stängel schwarz wird, und endlich gar ausgehet, und zwar zu einer Zeit, wenn man die Pflanzen so groß hat, daß man sie bald zu verpflanzen gedenket.

Zu Anfange des Hornung, oder wenn die Kälte um diese Zeit noch zu groß ist, ein 10 bis 12 Tage später, erfüllet man die Grube, der Oberfläche der Erde gleich, mit frischem, annoch warmen Pferdemist, wie er aus dem Stalle kömmt. Wenn er ein paar Tage gelegen, und sich gesetzet hat: so theilet man ihn allenthalben gleich aus, und tritt denselben fest zusammen. Sollte er sich zu tief gesetzet haben; so muß neuer Mist dergestalt darauf gebracht werden, daß

nur

nur ein 10 bis 12 Zoll zur Erfüllung der Grube mangeln.

Diese werden alsdann mit der vorhin beschriebenen zubereiteten Erde erfüllet: und das Bret wird zwischen die zweyerley Erden erwähntermassen dergestalt befestiget, daß es nur 2 Zoll über die Erde hervorraget, und mithin keinen grossen Schaden macht. Man wartet alsdann einige Tage, bis die allzugrosse Wärme des Mistes vergangen ist, welches man einigermassen mit den Fingern in der obern Erde fühlen kann. Denn diese grosse Wärme beschleiniget zwar den Wachsthum der Pflanzen ungemein: allein sie ist den Gewächsen nicht dienlich, indem sie hernachmals, wenn sie verpflanzet werden, schlecht fortkommen.

Man hat seit einiger Zeit angefangen, die Mistbeete statt des Mistes mit gebrauchter Gerberlauche zu erfüllen, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Lauche, wenn sie noch frisch, und kaum vor ein 8 oder 12 Tagen aus der Küche gekommen ist, in den

Treibbeeten eine sehr lang anhaltende Wärme verursachet. Daher sie auch in den Treibhäusern, und bei Melonen und andern Gewächsen, die auf den Mistbeeten zu ihrer Zeitigung gelangen müssen, sehr gute Dienste leistet. Allein diese Wärme ist, besonders in grosser Kälte, nicht zureichend, und man muß sich mit dem Begiessen sehr in Acht nehmen, damit die Wärme der Lauche dadurch nicht ausgetilget wird.

Am besten dürfte es seyn, wenn man das Treibbeet 4 ½ Fuß tief machte, zwey Fuß tief die Grube mit Pferdemist erfüllete, und darauf zwey Fuß hoch Lohe brächte, ohne sie fest einzutreten, sondern sie nur in etwas nieder zu drücken. Man kann sodann auf die Lohe etwas Stroh ausbreiten, um die obere Erde nicht mit derselben zu vermengen, und sodann die zubereitete fruchtbare Erde 8 bis 9 Zoll hoch, darauf bringen. Man würde dadurch Anfangs eine genugsame starke Wärme erhalten, die auch in der Folge wegen der Lohe anhaltend

seyn

seyn würde. Denn wenn die Kälte lang anhaltend ist, und man soll, weil die Wärme des Mistbeets vergangen ist, neuen Mist in das Mistbeet schaffen, ohne die Pflanzen in ihrem Wachsthume zu stören: so erfodert dieses eine besondere Zubereitung des Mistbeetes, und ist dennoch eine mühesame Sache.

Nunmehr wollen wir die frühzeitige Erzeugung solcher Kohlgewächse, die zu dem Ende ein Mistbeet erfodern, selbst betrachten. Hierunter verdienet allerdings der Blumenkohl den ersten Platz. Der Saamen desselben wird demnach in der Mitte des Hornungs, nachdem das Mistbeet 5 bis 6 Tage vorher zubereitet worden, und mithin die allzugrosse Wärme vorbei ist, in die magere Erde des Mistbeetes gesäet. Man muß des Nachts das Mistbeet nur mit Strohdecken oder Brettern zudecken: es sey dann, daß eine gar zu grosse Kälte einfällt. Alsdenn sind Fenster gar dienlich: dennoch aber muß etwas Luft gelassen wer-

den, weil die von dem Miste aufsteigende Dämpfe, wenn sie gar keinen Ausgang haben, den Pflanzen sehr schädlich sind.

Uiberhaupt sind die Fenster für solche Gartenliebhaber, die den Gartenbau nicht ihr Hauptwerk seyn lassen, und keine besonders raren und zärtlichen Gewächse erzeugen wollen, allerdings entbehrlich. Denn für die meisten Küchengewächse ist es auch in grosser Kälte zureichend, wenn das Mistbeet des Nachts mit doppelten Strohdecken verwahret wird: die Bretter aber von aussen mit Pferdemist beleget werden. Das Begiessen der Pflanzen in dem Treibbeete muß mäßig, und mit laulichtem Wasser geschehen, indem man unter das kalte Wasser etwas heisses giesset.

Wenn die Pflanzen zu dick stehen; so muß man sie zeitig überraufen. Wenigstens muß jede einen halben Zoll Raum haben, sonst verhindert eine die andere an dem Wachsthume: und man erreichet entweder die Absicht nicht, die man mit dem

Mistbeete hat, oder die Pflanzen werden nicht tauglich, und es werden folglich schlechte Gewächse erzeuget. Um den Wachsthum der Pflanzen desto besser zu beförderen: so kann man im März, wenn die Pflanzen einige Grösse erlanget haben, gefaulten und wieder getrockneten Kühemist, der klar gerieben und durchgesiebet worden, eines Zoll hoch zwischen die Pflanzen streuen, und sie darauf mäßig begiessen.

In der Hälfte des Aprils, wenn es die Witterung leidet, und die Pflanzen groß genug sind, werden dieselben überzogen, dergestalt, daß die besten Pflanzen anderthalb Zoll weit voneinander stehen bleiben, die herausgezogenen aber werden in ein wohlgedüngtes Erdreich anderthalb Fuß weit voneinander verpflanzet. Diejenigen, so in dem Mistbeete stehen geblieben sind, begießet man noch einmal: und wenn die Erde wieder trocken geworden ist: so hebet man eine jede mit so viel Erde, als nur möglich ist, behutsam heraus, und

pflanzet sie in ein anderes fruchtbares Beet, anderthalb Fuß weit voneinander. Zu welchem Ende in demselben bereits Löcher gemacht seyn müssen, um die Pflanze samt der Erde hineinzusetzen: da denn die andere Erde behutsam darum gedrücket, und der Oberfläche gleich gemacht wird. Diese, solchergestalt mit ihrer Erde versetzten Pflanzen werden durch die Verpflanzung in ihrem Wachsthum fast gar nicht aufgehalten; und man wird finden, daß sie viel frühzeitiger und vollkommener werden, als diejenigen, so einige Tage vorher verpflanzet worden. Es ist dieses eine allgemeine Regel bei allen Gartengewächsen: und die Verpflanzung mit der Erde ist von sehr gutem Nutzen.

Auf eben die itzo beschriebene Art wird auch der Kohlrabi, desgleichen der Spargelkohl, oder Rübenkohl Dorschen, auf italiänisch Proculi, der in Deutschland noch nicht sehr bekannt ist, nebst anderen Sommerkohlgewächsen zur frühen Zeitigung be-

för-

fördert. Mit den Proculi muß man in allen eben so, wie mit dem Blumenkohl, verfahren: und kann derselbe gleichfalls in den Treibbeeten die Misterde nicht vertragen. Allein, obgleich der Kohlrabi gar wohl leidet, daß er in das Fettere Erdreich des Mistbeetes gesäet wird: so darf er doch: eben wie der Blumenkohl durch die allzugrosse Wärme des Mistbeetes nicht übertrieben werden, weil sonst schlechte und länglichte Köpfe erzeuget werden, die überdies gemeiniglich aufplatzen.

Land- und Hauswirthschaftverrichtungen im Oktober.

Im Felde muß man zuvörderst, was im vorigen Monat beschrieben, und wegen Verhinderung nicht geschehen können, noch verrichten: sonderlich hat man, da aus ein oder anderer Ursache bisher die Herbstsaat vom Weizen und Roggen hat müssen aufgeschoben bleiben, dieselbe in diesem Monat

bei Zeiten vorzunehmen: und sonderlich die Gersten und andere Aecker noch bei gutem Wetter stoppeln zu lassen. Nach verrichter Wintersaat muß man die Furchen zwischen den Beeten mit dem Pfluge behörig ausstreichen, und die Wasserfurchen, wohin das Feld den Hang hat, quer über die Beete tief ausfahren, und die Erde mit einer Schaufel rein auswerfen: damit im Winter das Wasser nicht auf der Saat stehen bleibe. So pflegen auch etliche, die viel Felder haben, die Haveräcker diesen Monat durch, oder gegen dessen Ende umzureissen, und säen sodenn folgendes Frühjahr bald den Haver hinein: und solches ist, wenn man es vor anderer Arbeit thun kann, gar gut: denn ein solcher Acker erlieget sich fein über Winter, und wird viel mürber, als der im Frühlinge erst umgerissen wird, doch leidet solches nicht aller Orten die Landesart. Man führet nun den Mist auf diejenigen Aecker, darauf man künftigen Frühling Sommerkorn, Gersten Erbsen,

Hirse, Hanf, Lein und Heidekorn säen will, (doch wo die Aecker schon vorher gedünget worden, darf man sie nicht noch einmal düngen) und wird der Mist sobald gebreitet, und untergestürzet, und bleiben die dermassen gestürzten Aecker über Winter also liegen, damit der Mist faulen kann, die Aecker aber davon mürbe werden. Den Hopfen, der zu Anfang dieses Monats noch nicht zeitig gewesen, pflegt man gleich nach Michaelis, ehe die scharfen Reife kommen, von den Stangen zu nehmen, läßt ihn pflücken, und ins Trockene legen. Hierauf müssen die Hopfenstöcke umhacket, und mit Erde zugedecket, auch die Gruben sofort mit Mist beführet, und im alten Monat gedünget werden: da sie denn also bis in den März hinein liegen bleiben. Die Möhren und weisse Rüben gräbt man nach Galli, oder um Burkhardi aus dem Acker, führet sie ein, löset die Saamrüben und Saamähren darunter aus, schneidet den übrigen das Kraut ab, und verwahrt sie. So wird

auch das Kraut um diese Zeit abgehauen, eingeführt, und zum Einschneiden oder Einlegen rein gemacht. Was man von dem Kraut- und Rübenland nicht zur Gerste und Lein will liegen lassen, mag man alsobald umackern, und Korn darein säen. Auf den Wiesen muß man das Grumet vollends gar dürre machen, und einbringen lassen. Und soll man sodenn, wenn die Felder bereits überpflecht sind, und es des Winters halber geschehen kann, die Hürden auf die magere oder dürre Wiesen schlagen, oder solche sonsten wohl düngen. Man muß auch in diesem Monat die alten unfruchtbaren Wiesen vom Gemose säubern, reinigen, und mit Asche bestreuen. Im übrigen fängt man diesen Monat an, den Mist nächst den Feldern, auch vor die Weinberge auszuführen, wie man denn auch die folgende Winterszeit solches thut, wenn man müssig ist. Endlich kann man nun auch Gräben und Teiche schlämmen, die schadhaften Ufer an Flüssen und Bächen ausbessern.

Im Lustgarten kann man noch die Zwibelgewächse, so vom vorigen Monat zurückgeblieben, in gute lockere Erde pflanzen: die zarten Gewächse aber, so man in den Garten gepflanzet, wieder ausnehmen, und in die Geschirre setzen, daß sie im Winter im Gewächshause können verwahret werden. Was man vor Gewächse den Winter durch will im Garten stehen lassen, kann man mit Stroh dick verbinden, und starke Pfähle dabei stecken, um die Wurzel aber muß man sie mit langem Pferdemist besetzen, so bleiben sie gut. Die Feigenbäume umbindet man rings mit Stroh, legt sie hernach in die Erde, und decket sie ferner mit langem Pferdemist zu: man muß sie aber recht fest einbinden, daß die Mäuse nicht die Rinde abfressen. Etliche Arten Rosen, als: Herbstrosen, Monatrosen, Damascener Rosen werden auf langen Pferdemist niedergelegt, und ferner damit bedecket, so bleiben sie auch im Winter gut. Endlich kann man nunmehr die Blumenfelder

von

von den dürren Stengeln und Kraut reinigen, und die Beete, so es nöthig haben, mit kurzem Mist bedüngen, auch umgraben lassen, damit das Erdreich durch den Frost mürbe werde.

Im Küchengarten kann man noch ein paar oder mehr Beete düngen, und mit selben Rübensaamen besäen, damit man im Frühlinge hinaus frühe Möhren habe. Um Simonis und Judä ist es Zeit den weissen Kopfkohl abzuschneiden. Nun bringet man den Pastinack, Rüben, rothe Rüben, Kohlrabi, Blumenkohl, Wersich oder Welschkohl, Winterendivien, Zichorien, Zuckerwurzeln, Skorzonera, Petersilienwurzeln, Seleri, Tartuffeln, Erdäpfel, u. d. gl. in den Keller in frischen Sand. Man pflegt nun den im Frühlinge angebauten Knoblauch zu versetzen. Ingleichen noch immerzu Saamengurken abzunehmen, und den Saamen aufzuheben. Nichtweniger den im vorigen Monat noch nicht bedeckten Spargel vollends mit kurzem Mist zu belegen,

auch

auch die Artischocken oben bis ans Herze abzuschneiden, solche mit Erde zu behäufen, Strohstürze darüber zu decken, und hernach mit langem Pferdemist umher zu bedecken, so bleiben sie gut. In diesem Monat kann man noch allerley Wurzeln in Gärten und Feldern zur Arzney und anderen Gebrauch graben lassen. So muß man auch die leeren Kraut = oder kleinen Gartenbeete noch immer vorm Winter düngen und gehörig umgraben lassen, ehe es gefrieret.

In dem Obst = und Baumgarten pflegt man nach Michaelis das späte, und besonders das meiste Lagerobst abzunehmen, auszulösen, und gehörig zu verwahren. Man mag noch ferner diesen Monat durch von allerley Obst die Kerne sammeln, und vor den Mäusen an einem temperirten Orte aufbehalten. Solche Sammlung muß aber bei fruchtbaren Jahren geschehen. So werden auch noch allerhand Obstkerne gesteckt. Die Obstbäume muß man, wenn die Früchten abgenommen, umhacken, und

dün=

düngen: um die andern alten und erwachsenen Bäume aber, die in Grasgärten oder Wiesengrund stehen, den Rasen über der Wurzel aufheben, das übrige Erdreich mit Kühemist vermengen, und also den geräumten Fleck, so lange, bis es kalt wird, offen liegen lassen, damit der Regen sich wohl darein ziehen möge, als welches den Wurzeln treflich gut ist: und wenn endlich die Fröste herzunahen, decket man sie mit dem ausgehobenen Rasen wieder zu. Aepfel- Birn- Pfirschen, und andere Obstbäume werden nun, wenn sie ihr Laub abgeworfen, am besten versetzet. So läßt man nun auch die Wildlinge oder Wildstämme versetzen. Wenn man aber selbst eine Kernschule hat, so kann man nun die jungen Stämmlein sowohl Stein- als Kernobst anderthalb Schuh weit in die ordentliche Baumschule verpflanzen, so werden sie viel besser und geschlachter als jene fortwachsen. Die Ameishaufen muß man nun bei feuchtem kalten Wetter, oder doch vor Tags,

eh:

ehe die Sonne aufgehet, da die Ameisen beisammen sind, mit Stösseln zerstossen, und zusammenschlagen.

In den Weingärten und Weinbergen soll man das Weinlesen bei gutem Wetter anstellen, ohne auf die Beschaffenheit des Mondes Achtung zu geben, wenn nur die Trauben ihre völlige Zeitigung haben. Der rothe Wein, als der ohnedem ehe reif wird, und bald zu faulen anfängt, zum ersten lesen, und befehlen, daß die abgefallenen Beere und Trauben rein ausgelesen werden. Das gestreifte oder abgeblattete Weinlaub und Wipfelfutter kann man zu Hause an einem saubern und trocknen Orte aufschütten, weil es im Winter den Kälbern, Kälberkühen, Lämmerschaafen, Lämmern, und Ziegen gar dienlich ist.

In Wäldern und Holzungen soll man nun nach geendigter Feldbestellung recht anfangen, das nöthige Brennholz sowohl an Scheit- als Reisholz in Vorrath zu fällen. Wenn man sehr viel Laubholz bedarf:

kann man itzt das schlechtere im Abnehmen des Monds fällen, das andere aber in den Wäldern zeichnen: denn die starken Bäume, so zu Schwellen, Unterzügen und dergleichen dienen sollen, können besser hernach im Dezember und Jäner, jedoch auch im abnehmenden Monde gehauen werden. Ingleichen zeugt man in diesem Monat auch junge Birken. Auf Galli sind die Eicheln und Bucheckern zeitig, und reif, zum Saamen zu sammeln.

Bei der Viehzucht, weil nun diese Zeit öfters ungesunde, stinkende und schädliche Nebel zu fallen pflegen, die dem Vieh auf der Weide höchst nachtheilig sind, als soll man demselben zur Verwahrung, des Morgens Theriak und Butter auf einem Stück Brod zu fressen geben. Man muß auch dasselbe, wenn die Nebel zu stark, etwas später austreiben. Insonderheit soll man das Vieh nun auf keine nasse Wiesen treiben. Man muß auch an Kraut und Rüben dem Mastvieh zur Fütterung nichts

er=

ermangeln, oder nothleiden, sondern vielmehr Eckern für dasselbe lesen lassen, als welche zur Mastung sehr dienlich, sonderlich für die Schweine: denn nun ist die rechte Mastzeit für Ochsen, Schweine, und anderes Vieh, ehedenn die grosse Kälte kömmt. Endlich ist zu merken, daß man *nicht* zu viel Schaafvieh in dem Winter behalte, damit man mit dem Futter auskommen könne.

Bei der Pferdezucht insbesondere, muß man nun den Pferden die Mäuler räumen lassen. So muß man auch Acht haben, ob die Füllen nicht die Kelsucht bekommen: und ihnen wochentlich ein dienliches Roßpulver eingeben. Ingleichen pflegt man nun das Erbsen- und Wickenstroh, welches wohl eingebracht worden, und unschadhaft ist, den Pferden das übrige vom Jahr durch unter das Futter zu mengen. Man kann auch noch itzo die jungen Füllen verschneiden.

Bei dem Federvieh pflegt man den Hühnern gesottenen Haver zu geben, damit sie desto eher legen. So stellet man nun auch die Mastgänse ein. Insgemein wird alles Geflügel, so man nicht zur Zucht oder Hausnothdurft bedarf, hingegeben, und verkauft.

Bei der Bienenzucht fangen die Bienen an, wenn sie nach dem Zeideln das abgelaufene, und auf den Sand geronnene Honig wieder hinaufgetragen, die Stöcke zu verschanzen, und sie gegen die Kälte sicher zu setzen. Ohneracht dessen aber muß man die Stöcke abermal verschmieren, und an die Stelle rücken, wo sie den Winter über stehen sollen. Es muß aber den Bienen auch genugsame Luft vermittelst eines zwischen dem Korb und Brett fingerlang, aber nur Messerspitzen breiten Lochs gelassen werden, weil man sonst bei Aufmachung des Stocks gegen den Frühling die Bienen über die Hälfte todt auf dem Boden antreffen wird.

Bei der Fischerey fängt man um Galli und gegen Simonis und Judä an, die Teiche zu fischen. Es pflegt dabei die Eintheilung folgender Gestalt gemacht zu werden, daß man allzeit die nächst an einander gelegene Teiche in der Ordnung fische, und der Fischzeug nicht weit hin und wieder geschleppet werden dürfe. Um Galli läßt man auch die Streichteiche ab, und sieht, ob die Karpfen darinne gestrichen haben, und ob es auch Hechtlein darinn gebe, als welche man sowohl als die Karpfen herausfangen muß, denn sonst würde das andere Jahr der einfache Strich, und zweyjährige Saamen untereinander vermenget seyn, die Hechten den Strich auffressen, und zu Schande machen.

Bei der Jägerey und dem Weidewerk währet die Hirschbrunft noch, nach deren Endigung die Hirschlecken erneuert werden müssen. Nun gehet die Zeit an, die wilden Schweine zu fällen, oder zu hetzen. Die Hasen retiriren sich jetzo in die

Kraut- und Rübenäcker, und werden entweder gehetzt, gepürst, oder mit Netzen gefangen. Man kann auch noch Wolfs- und Fuchsgruben machen lassen. Ingleichen mit der Fuchspürsche den Anfang machen: denn nun sind die Bälge gut. Nun kann man Vogelbeere u. d. gl. bei schönem Wetter brechen, und zum Gebrauch auf die Heerden aufbewahren. Zum Rebhühnerfang muß man nun Triebzeug gebrauchen, weil die Steckgarne gar keine Dienste mehr thun. Nach 14 Tagen gehen die Haselhühner in diesem Monat gern auf die Lock. Diesen ganzen Monat ist auch der beste Schnepfenfang. Nach St. Gallitag haben die Krammetvögel, Mistler und Kernbeisser ihren Strich. Ingleichen fängt man in diesem Monat die Amseln und Drosseln am besten. In diesem Monat fängt man auch auf den kleinen Heerden Stiglize, Grünlinge, und Hänflinge, Finken, und Emmerlinge. So wird auch der Lerchenfang diesen Monat durch fortgesetzet. Nun ist

ein Lustiger Fang mit den Sperlingen an=
zustellen, welche jetzt im Strich gehen, und
oft zu etlichen Tansend in nahe bei Städten
gelegene Felder meistens an den Fuhrstras=
sen einfallen.

Zu Hause kann man von den Wein=
trösten Lauer fürs Gesinde machen. Den
neuen Most und alles übrige von der Wein=
lese soll man sorgfältigst verwahren. Das
Kraut soll man einhacken oder einschneiden
und säuern lassen. Auch um die Zeit das
übrige Obst dörren. Ingleichen den Flachs
und Hanf gar brechen und hecheln lassen.
Nicht weniger die Krautkäle und Herbstbut=
ter besonders und allein aufheben. Inglei=
chen soll man auch die Dächer, wenn es
noch nicht geschehen, ausbessern lassen. Auch
Kerzen und Lichter dunken, Federn schleis=
sen, Brunnen räumen ꝛc. In der Küche
kann man allerley Wildpret Geflügel und
dergleichen verspeisen, auch für dieselbe
Senf machen.

Von Verbesserung des festen aus Thon oder Leim bestehenden Bodens.

Unter allen Mitteln den thonichten Erdboden gut zu machen, behält der Seesand den Vorzug, und wo dieser nicht zu haben ist, ersetzt dessen Stelle der Flußsand, Triebsand, kleiner sandigter Kies, Kalk, Schutt von alten Gebäuden, Kreide, Mergel, Kohlenasche, und überhaupt alles, was zu Asche gebrennt wird. *)

„ Der Gebrauch des Sandes (sagt „ Hr. Miller) muß den thonichten Boden „ fruchtbar, und zur Nahrung der Ge=

„ wäch=

*) Alles, was zu Kalk gebrennt wird, und womit die sauern scharfen Säfte (acida) gähren, oder in vielen Blasen aufsteigen, verzehrt das Sauere: denn wenn es mit solchen sauern Säften vermengt wird, so saugt oder zieht es das Sauere heraus, und hinterläßt das Flüssige süß und mild. Dahin gehöret Marmor, Kalkstein, alle Arten von Werkstücken, Kreide, Mergel, Schalen, Korallen, u. d. g.

„ wächse tüchtig machen. Denn Erde al-
„ lein klebt gerne zusammen, und wird zu
„ einen harten aneinander hangenden Klum-
„ pen, wie man dieses an dem Thon sieht:
„ Erde, die so gleichsam zusammen geleimt
„ ist, kann vermög ihrer Beschaffenheit
„ nimmermehr Pflanzen ernähren. Wenn
„ aber der Sand ꝛc. der im Wasser nicht
„ aufgelöst werden kann, und immerfort
„ seine Gestalt behaltet, mit solcher Erde
„ vermengt wird, so wird er ihre Luftlö-
„ cher offen, und den Boden locker und
„ weich erhalten, wodurch die Säfte ihren
„ Umlauf haben, und hiemit Pflanzen ge-
„ nährt werden können. Mit Hilfe des
„ Sandes wird die Erde, so zu sagen, ge-
„ lenk; die Luftlöcher und Zwischenräume,
„ die man dadurch offen behält, werden
„ Blutgefäsen gleich, wodurch die Säfte
„ zugeführt, verbreitet, verdauet, in ih-
„ rem Umlauf erhalten, endlich ausgeführt,
„ und in die Wurzeln der Pflanzen ge-
„ bracht werden. "

Kleiner Kies thut eben die Wirkung, indem er die Erde öffnet: er wird vom Hrn. Evelyn Worlidge, Bradley und Ring nachdrücklich angepriesen. Man hat von sehr festem und scharfen Boden vortreffliches Getreide erbauet, wenn er mit Kies gedün= get worden ist. Zu dem Ende muß er aber durchgeworfen, oder gesiebt werden, damit so wenig Steine, als möglich, darinnen bleiben.

Schalenmergel oder sonst anderer Mer= gel, der sehr in Bewegung gesetzt wird, wenn scharfe Säfte darauf gegossen wer= den, ist besonders für Thonerde eine gute Düngung, denn da er im Wasser leicht zer= geht, so giebt er diesem einen hinlänglichen freyen Durchgang, wodurch der Thon auch im Winter sogar trocken erhalten wird: ist der Erdboden von Natur kalt und scharf, so dient die verzehrende Kraft des Mergels diese mineralische Schärfe wegzuschaffen, und den Boden warm zu halten.

Die ausgegrabenen Muscheln, die man in sehr vielen Gegenden (besonders in Untersteyermark) findet, sind, wenn sie noch ihre Eigenschaften behalten haben, oder auch in eine wirkliche Verkalkung durch eine unterirdische Revoluzion übergegangen sind, die vortreflichste Düngung (wie ich hievon schon *in* meinem ersten Bande Seite 310 geredet habe.

Die laugenmässige Eigenschaft der Asche von allen Pflanzen, und die Kraft der Steinkohlenasche machen, daß beide in festen und scharfen Boden mit besonderen Vortheile gebraucht werden. Daher hat man sich deren *in* der Nachbarschaft mancher grosser Städte, wo Steinkohlen statt des Feuerholzes gebrannt werden, mit gutem Nutzen bedienet. Sie öffnen thonichtes Erdreich, und bessern dessen schlechte Eigenschaften. Die Gärtner und Landwirthe um London herum kennen ihren Werth sehr wohl, und machen sie sich treflich zu Nutzen. Sonderlich bringen sie damit denjenigen Boden in

Ordnung, wo Ziegelerde gegraben worden ist. Wenn sie diese Asche auf den Boden gestreuet haben, so säen sie entweder Pferdebohnen, oder nehmen diese Felder zu Raygras, welches gemeiniglich sehr gut fortkömmt.

Bei dem Kalk thut man am besten, wenn man dessen Steine ungebrannt auf thonigtes Land bringt. In diesem ursprünglichem Zustande kommen die sauern Säfte mit ihm stark in eine Gährung, und daher wird er wahrscheinlicher Weise am wirksamsten die Thonerde mild machen. Ferner hat man, wenn er in seinem natürlichen Zustande gebraucht wird, den Vortheil, daß man die Brennkosten erspart, und die Düngung länger dauert: ja man kann sie fast für immerwährend achten, wenn man die Steine, wie sie eigentlich gebraucht werden sollen, in kleine Stücke zerbricht. So geht man damit in einigen Theilen Englands zu Werke. Daselbst düngen sie auch ihre Felder mit einer Art eines weichen Steins,

der in diesen Gegenden sehr gemein ist. So macht man es in Devonshire, wo eine Art von rothen Felsen, der sehr zart ist, und leicht in Sand zermalmet werden kann, im thonichten oder andern festen Boden vortrefliche Dienste thut: denn jeder weich und klein gestossener Stein hat grossen Nutzen, wenn er auf kalten Boden gebracht wird. Wir finden beim Plinius *), daß die alten Britten den Kalk statt einer Düngung gebraucht haben, wodurch ihr Land überaus fruchtbar worden ist.

So giebt auch Hr. Lisle den Vorschlag, wenn man rauchen, starren, und hartnäckigen Boden zurechte bringen wolle, so soll man ihn im Winter reihenweise umwenden, und wenn er nach dem ersten Froste aufthaut, und zerfällt, Asche, Kreide, oder andere dergleichen Sachen, die hineindringen können, einwerfen, und darunter mischen. „ Denn wenn man die

„ rech-

*) Naturäl. hist. lib. 17. c. 8. b. p. 306.

„ rechte Zeit trift, da man die thonichten
„ Theile in ihrer größten Trennung und
„ Uneinigkeit ertappen kann, so hat man
„ auch die beste Gelegenheit, sie darinnen
„ zu erhalten, indem man andere leichtere
„ Körper damit vermischt, die ihre Wie-
„ dervereinigung am längsten verhindern."

Noch eine andere Art der Düngung für ungeschlachteten Thon oder festen Boden wird vom Hrn. Brodley angepriesen, der hierinnen mit Hrn. Mortimer überein kömt. Dieses ist Erdreich von der Heide. Hiemit versichert er, man könne den festesten Boden so gut in Ordnung bringen, daß ein Wirth, der genug Land aus der Heide und sattsam thonichten Boden hat, das beste Feld, das man nur wünschen mag, besitzen könne.

Man kann die Heide auch verbrennen, und die Asche davon mit etwas von ihrem Boden vermischen, wodurch man auf thonichten Boden groſsen Nutzen schafft. Man thut am besten dabei, wenn man den Hei-

den-

benrasen mit einem Bruſtpfluge abſticht, und die Heide ſamt dem Raſen verbrennt. Ungefähr ein Scheffel Aſche zu einem Fuder ungebranntes Heidenland wird dem Lande überaus zuträglich ſeyn.

Der aus Gruben hergegrabene Torf, wenn er eine lange Zeit zum Trocknen gelegen, und alsdann in Stücken gebrochen wird, iſt voll kleiner Wurzeln. Dieſe verfaulen, wenn ſie an die Luft kommen, und helfen ſehr viel zur Milderung des feſten Bodens. Herr Bradley (ein Engländer) hat es ſelbſt verſucht, und viel Getreide erbauet, obwohl manche von ſeinen Feldern auf Ziegelerde lagen. „ Ungeachtet (ſpricht „ er) der Torf bis hieher lediglich zum „ Heizen, oder zum Bauen an manchen „ ſumpfigen und moraſtigen Orten gebraucht „ worden iſt, ſo muß man ihn doch für „ friſche Erde achten, die eine ſehr lange „ Zeit brach gelegen hat. Wenn er nun „ durch Luft und Wetter gereiniget wird, „ ſo kann es nicht fehlen, daß er nicht ei-

„ nen guten Theil Nahrung in sich ziehen,
„ und so gut zum Wachsthum der Pflan-
„ zen tüchtig gemacht werden sollte, als
„ viele andere Arten von Lande, das nicht
„ durch gar zu viel klebrichte Theile ver-
„ bunden ist.

So gut aber nun auch diese Gattungen Dünger durch erprobte Versuche befunden worden: so ist die Anmerkung des Hrn. Evelyn nicht außer Acht zu lassen, „ daß
„ unter allen kunstmässigen Hilfsmitteln,
„ wobei keine Düngung mit Mist dazu
„ kömmt, dieses die vortreflichste Wir-
„ kung hat, wenn man die Erde stösset,
„ und mit dem Pfluge oder Grabscheide
„ umarbeitet. "

Von Verbesserung des sandichten und leichten Erdbodens.

Sandichter, kiesichter, und anderer leichter Boden nimmt zwar leichtlich Wärme und Feuchtigkeit an. Es wird ihm

aber

aber dadurch nicht viel geholfen. Denn er läßt sie zu bald wieder fahren, und erlangt dadurch keine Festigkeit. Er bringt nichts, als Moos hervor, und ist zu aschenmässigen Mängeln geneigt. Wenn es aber von ungefähr zutrift, daß der Sand über sich gute Erde, und unter sich Kies oder lockere Steine bekömmt, wenn sie gleich kein Wasser halten, so trägt er doch zeitiges süsses Gras. Und wenn er auch schon leicht in warmen Tagen verbrinnt, so erholt er sich doch nach dem geringsten Regen bald wieder.

Uiberhaupt hat gar zu leichter Boden diesen Fehler, daß er den Pflanzen nicht Festigkeit genug aufrecht zu stehen verschafft, und daß er nicht Feuchtigkeit genug erhält, ihnen die nöthige Nahrung zu reichen. Das Getreide wächst sonst darauf zeitig: das Stroh oder der Halm von den darauf stehenden Gewächsen wird sehr kurz: die Früchten aber und der Saame werden besser reif, und halten sich eher, als was auf festem

Boden wächst. Denn weil die Feuchtigkeit des leichten Erdbodens durch die Sonne gar bald ausgezogen wird, so sind dessen Gewächse am wenigsten geil, und enthalten die wenigsten Wassertheilchen. Denn es ist ein Grundsatz in der Landwirthschaft, daß allzuviele Nahrung im Erdboden, eine gar zu grosse Geilheit in den Gewächsen verursacht, welches der Frucht allzeit nachtheilig ist.

Um dergleichen gar zu lockeren Boden gehörigermassen fest zu machen, nämlich so, daß das Mittel zwischen sandichten und thonichten Boden daraus wird, muß man gewisse Arten von derber Erde, nach Beschaffenheit der Leichtigkeit des Erdbodens, den sie bessern sollen, dazu nehmen. Lauterer Sand wird gar zu leicht seiner feuchten und nahrhaften Theilchen beraubet, die auf der andern Seite im thonichten Boden gar zu enge versperret sind.

Nach eben dem Grundsatze, daß Sand den festen thonichten Boden fruchtbar machet, dient wieder Thon zur Verbesserung sandichter und leichter Felder. Damit aber diese Düngung ihre geziemende Wirkung habe, muß sie in kleine Theilchen zertheilt werden. Dadurch wird sie in den Stand gesetzt, sich mit der leichtern Erde zu vereinigen. Aus diesem Grunde ist Thon und Kalk untereinander gemengt zur Düngung viel besser, als vielleicht jedes allein. Kalk hilft den schlimmen Eigenschaften des Thons ab, und macht ihn bröcklicht, welches auch der Mergel durch seine Vermischung mit dem Sande auf das trefflichste bewirket, welch letzterer sich durch verschiedene Kennzeichen unterscheidet: dahin gehört, wenn er in kleine viereckichte Stücke zerbricht, wenn er durch die Erschütterung eines Schlags, oder von der Kraft der Sonne und des Frostes leicht zerfällt. Wenn er sich fett und ölicht anfüllet: und wenn er trocken, nachdem er eine zeitlang dem Wet-

ter ausgestellt gewesen, das Ansehen hat, als sey er mit Reif überzogen, oder mit klarem Salze bestreuet. Schon wenn er mit dem Erdboden vermischt ist, den er düngen soll, wird die ganze Oberfläche des Bodens dieses weißlichte Ansehen haben. Das alleruntrüglichste Mittel vom Mergel zu urtheilen, und ihn von anderer Erde, die ihm ähnlich scheint, zu unterscheiden, ist dieses: man bricht ein Stück in der Gröfse einer grossen Muskatnuß ab, läßt es völlig trocken werden, und thut es in ein Glas reines Wasser: ist er von der rechten Art, so wird er bald zu dem weichsten und dünnsten Breye werden, und eine Menge Perlen nach der Oberfläche des Wassers auffahren lassen. Manche Arten gähren nur sehr wenig in saueren Säften. Doch sollte man diese Probe allemal damit machen. Denn jemehr sie gähren, desto besser sind sie zur Düngung. In heissem Wetter wird guter Mergel an der Sonnenhitze, wie Kalk, vergehen: sonderlich wenn auf einem heis-

sen Tag etwas Regen erfolgt. Versuche, die mit Vermischung derleyiger Erdarten wiederholtermalen abgeführet worden, beweisen den ungemeinen Nutzen und die Vortheile, der vor allen alle Gattungen Düngers übertrift, wenn diese Vermischungen nach Maaße und Erfoderlichkeit der Grundstücke vorgenommen werden. — Nur muß man dabei mit (D. Home) nicht unerinnert lassen, daß man öfters in einerley Schicht mit dem besten Mergel eine Erde findet, die ihm an Ansehen sehr gleich, aber in der Wirkung sehr davon unterschieden ist. Sie hat eine dunkle Bleyfarbe. Statt daß sie die Erde fruchtbar machen sollte, macht sie vielmehr auch den besten Boden auf viele Jahr lang unvermögend irgend eine Art von Pflanzen zu tragen. Dieser Herr sagt, er habe Flecke, worauf man ihn gebracht hatte, drey Jahre hintereinander, völlig unfruchtbar gesehen, und anderwärts gehört, daß ihre schlimmen Wirkungen noch viel länger gewährt haben.

Man weiß auch nicht gewiß zu sagen, wenn sie eigentlich aufhören. Eine so verderbliche Sache für den Erdboden verdient es, daß man ihre Kennzeichen sorgfältig angiebt, damit man sie vermeiden möge: man sollte sie bis auf den Grund untersuchen, damit wir wüßten woher ihre schädliche Eigenschaft rühre, und wie man ihr abhelfen könne, wenn sie irgend wohin gekommen ist.

Mergel nimmt von dem Werkzeuge, womit er gegraben wird, eine Glätte an. Wenn man von jener Erde ein Stück aufhebt, das noch nicht lang in der Luft gelegen hat, so ist es im Geschmacke vom Mergel ganz verschieden. Anstatt daß letzterer einen glatten ölichten Geschmack hat, ist jene sauer, und ganz besonders zusammenziehend. Darinnen kömmt sie mit dem Mergel überein, daß sie im Wasser zerfällt. Hingegen ist dieses ein grosser Unterschied, daß sie in scharfen Säften keine Gährung verursachet, und die Schärfe nicht im mindesten zernichtet. Sie färbt den Syrup

von

von Veilchen roth. Daher zeigt es sich, daß sie eine Schärfe an sich hat. Mergel hingegen giebt ihm so, wie alle zehrende Erde, eine grüne Farbe. Um desto nöthiger ist es den Mergel mit sauern Säften auf die Probe zu setzen, damit man sich wider den Gebrauch dieser schädlichen Erde verwahre.

Aus den Versuchen, die der Doktor damit gemacht hat, erhellet, daß diese schädliche Erde viel ähnliches mit dem Thone hat, etwa den achtzehnten Theil Stahlsalz, und einen kleinen Theil Vitriolsäure enthält. Hieraus macht er den Schluß, daß guter Mergel die beste Arzney ist, wenn man etwa aus Versehen diese schädliche Erde wohin gebracht hat, weil er die Schärfe vertreibt, und das Salz zertheilt.

Land- und Hauswirthschaftsverrichtungen im November.

Im Felde kann man zu Anfang dieses Monats noch zur Wintersaat säen, nämlich, wenn die Kälte nicht zuwider, und leidentlich Wetter ist, und zwar sonderlich Korn, welches dann auch meistentheils noch wohl geräth. Also auch, was zur Sommersaat, als Sommerkorn, Gerste, Sommerrübsen, Sommerweizen ꝛc. auch Kraut und dergleichen im vorigen Monat nicht bedünget und untergestürzet werden können, das kann noch in diesem Monat, wofern es der Witterung halber seyn mag, geschehen. Gleichfalls kann man nun die zähen und rauchen Felder und Laiten (Lehden) die man im Frühling mit Haver besäet, vorm Winter umreissen lassen: auch, wo es nicht schon verrichtet worden, den Hopfen decken, und wenn man sonst Zeit hat, noch Mist und Dünger, sonderlich in die Weinberge ausführen: ingleichen Gassenerde

oder wohl erlegenen Schlamm auf die Wiesen schaffen. Nun soll man auch Eicheln und Bucheckern einsammeln. Um diese Zeit rechen auch einige, die nicht Stroh genug haben, die von den Bäumen fallenden Blätter zusammen, und streuen damit dem Vieh, und machen auch Mist davon: soll aber wenig düngen, und die Aecker nur sauer und gering machen. Besser ist Schilf und Rohr, wo es zu haben. Endlich kann man nun auch Weiden hauen, künftighin zu Rebhaltern und Rebländern zu gebrauchen.

Im Lustgarten läßt sich nun in diesem Monat nichts besonders mehr ausrichten, als daß man die an der Mauer, Spalieren, oder sonsten in den Hecken stehende Bäumlein, mit Stroh vor dem Froste verbinde, und wenn es kalt Wetter ist, die Gewächsstuben einheize, und fleißig nach den Gewächsen sehe, damit denselben kein Schade geschehe. Man kann auch, wo es nöthig ist, die Beete vollends bedüngen und

umgraben lassen, und einige Gewächse, die es nöthig haben, als Anemonen, Narzissen, Hyazinten, Ranunkel, Frides oder Schwertelilien und dergleichen fleißig mit Moose bedecken, damit sie nicht erfrieren.

In den Küchengärten kann man noch die Beete mit kurzem Mist bedüngen, und so bald es der Witterung halber seyn mag, umgraben lassen, um den Dünger mit der Erde wohl zu vermischen. Man muß nun langen Pferdemist und gute Erde auf Haufen führen lassen, solche zu rechter Zeit zu den Mistbeeten zu gebrauchen, ingleichen kann man itzt zwey Schuh breite, und eben so tiefe Gruben machen, die Melonenpflanzen im Frühling darein zu setzen: man muß aber solche zuvor mit gutem Pferdemist ausfüllen, und zwey quer Hände hoch gute Erde darauf bringen. Die weissen und gelben Rüben muß man nunmehr vollends aus der Erde nehmen, von den Blättern reinigen, und sodann in Sandgruben legen, und sie vor Frost und Kälte versichern.

Oder man kann sie schälen und gleich einhauen oder stampfen, auch in Fässer allein, oder mit dem sauern Kraut einmachen, so viel man nämlich ins Haus bedarf: vom Uiberrest kann man Schweine, Ziegen, Gänse und anderes Vieh füttern und mästen. Die Rübenschalen, Rüben- und Rettigblätter kann man auf bretterne Böden dünn aufstreuen, ein wenig abwelken lassen, und des Winters dem Vieh unter die Siede mengen. Das übrige Wurzelwerk, so noch im Lande stehet, und sonsten alles, was von Gewächsen Frosts halber in den Gärten nicht bleiben kann, muß man nun ausgraben, und in die Winterungskeller oder Gewölbe in den Sand setzen, und einlegen, was aber bereits darinne, fleißig besehen, ob etwa die Mäuse keinen Schaden machen, und wenn einige faulen, solche wegthun, und reinigen. Endlich so kann man noch die lebendigen Zäune- und Gartenhecken stützen. Sonst blühet nunmehr nicht leicht einiges Kräuter Blumenwerk

mehr, es wäre denn etwa die Wiesen Zeitlosen, und das sogenannte Schweinsbeet, Ciclemen autumnale: wiewohl man nun auch zuweilen späte Blumen an den Topfnelken, Ringelblumen, Borragen, Skabiosen ꝛc. findet.

In den Obstgarten ist es um Martini noch Zeit, allerley Obstkerne, sonderlich aber Pfirsichkerne, zu stecken, und einzulegen: Ingleichen die fruchtbaren Bäume, sonderlich von Aepfel, Birnen, und anderen Gartenobstbäumen, zwey oder drey Tage nach dem vollen Licht zu versetzen. Man muß ihnen aber im Abnehmen die Herzwurzeln nicht beschädigen, und falls es geschehen wäre, solche beschneiden, daß sie nicht nachmals in der Erde faulen. Wie man denn beim Einsetzen keine Baumblätter bei die Wurzeln kommen lassen soll, weil sie leicht eine Fäulung verursachen können. So ist nunmehr auch gut, diejenigen Stämme zu versetzen, darauf man im nächstkünftigen Frühling, oder über ein

Jahr

Jahr darnach propfen will. Wenn man wegen des Frostes in die Erde kommen kann, soll man noch allerhand Wildlinge aus dem Holze, ingleichen andere Stämme anschaffen, und solche in die Baumschule setzen, über zwey oder drey Jahre darauf zu propfen. Auch kann man allerhand Bäume, als Linden, Buchen, Rüstern, Ahorn, Eschenbäume ꝛc ingleichen allerhand Heckenwerk, als Hagedorn, Scheinweiden u. d. gl. in die Alleen und Lustwälder verpflanzen. Man stutzet um diese Zeit die Propfreiser, welche gar zu viele oder gar zu hohe Aeste haben, und verstreicht sie mit Propfwachs: säubert auch noch die Bäume insgemein von allen unnützen und überflüssigen Zweigen, und bestreichet den Ort ebenfalls mit erst gedachtem Wachs, oder mit untereinander gemischten Leimen und Kühekoth. Ferner kann man noch in diesem bei feuchtem Wetter das Moos abkrazen, zu den jungen Bäumlein braucht man nur ein grobes härenes Tuch. Ingleichen kann man nach

Allerheiligen die Bäume raupen, die Aeste absägen, und alles Geschmeis an Blättern abbrechen. Die jungen Bäume werden nun mit Stroh und Dorn verbunden, daß sie vor den Hasen und der Kälte gesichert seyn. Endlich pflegt man auch itzt alles untüchtige und schädliche Gewächse mit den Wurzeln auszurotten, und endlich noch Gärten, Wiesen und Obstbäume, mit Laug- oder anderer Asche, morschen Weiden- oder anderen faulen Holz, auch Hühner und Taubenmist zu düngen.

In den Weinbergen und Gärten ist nach verrichteter Weinlese wenig mehr zu bestellen und zu arbeiten, als daß man die Weinpfähle ausziehet, und ordentlich am gehörigen Ort beisammen bringet. Nach dem Weinlesen soll man auch die Weingärten, als die von den Traubenlesern sehr zertreten sind, wieder hacken, damit die Regen dieser Zeit zu den Wurzeln hineindringen mögen. Ferner dünget man die Stöcke in den Gruben, und senket wieder, wenn

das

das Holz reif ist, und sichs sonsten thun läßt. Zu merken ist auch, daß diejenigen Reben, so nach der Weinlese geschnitten werden, treflich edle Schoß und Wurzelu geben: Hergegen giebt dasjenige, was man in dem Frühlinge schneidet, mehr Früchte. Die übrigen kleinen Verrichtungen sind bekannt.

In den Wäldern und Gehölzen kann man vom Mittel dieses Monats bis zu Ende des nächst folgenden Januar, bei gutem trockenen Wetter das benöthigte Bauholz fällen, weil es solchergestalt am besten und dauerhaftesten bleibet. Die Latten, Leiterbäume und Hopfenstangen muß man allein an den Orten, wo das Holz dicke wächst, aushauen, damit nämlich dem andern Luft gemacht, und doch auch nichts ausgeübt werde. Man muß wohl Achtung geben, daß unter dem Brennholz kein tüchtiges Bau- und Zimmerholz, oder das zu einer oder der andern Kunstarbeit tauglich ist, gefället, und zerhacket werde. In den Ge-

höl-

hölzen, wo man Wild hat, etwas dickes gegen die Straſſen stehen lassen, damit das Wildpret seinen Stand haben möge. So soll man auch mit den Windbrüchigen und Wipfeldürren Stämmen bald aus dem Walde eilen, und die liegenden Klöze ausräumen. Das Laubrechen soll man nicht leicht verstatten, weil der junge Nachwuchs dadurch verderbet wird.

Bei der Viehzucht hat man nun vornämlich mit der Fütterung vorsichtig und sparsam umzugehen. Das Rindvieh muß man in der Wartung wohl versorgen, damit die Kühe bei Krautblättern, Krautstrünken und Rüben noch etwas Milch geben. Bei fleißiger Fortsetzung der Viehmast muß man nun auch nach Allerheiligen die Mastochsen einstellen. Die jungen Ferkeln, so in diesem Monat fallen, sind gemeiniglich nicht gesund, und daher nicht rathsam, selbige zur Zucht zu behalten. Die Schafe kann man, wenns gefroren, und doch kein Schnee liegt, auf die Saat treiben:

ben: auch noch den Widder zu den Schafen, und den Bock zu den Ziegen lassen.

Bei der Pferdezucht insonderheit, muß man nun den Arbeitspferden (wie auch von Rechtswegen allem Vieh, so mit Heu gefüttert wird) gutes Heu geben lassen, damit sie stark in dem Winter kommen, und nicht sobald mager werden. Man kann auch nun den Pferden zuweilen gedörrten wilden oder gemeinen Wermut mit Salz unter dem Futter geben, weil es ihnen besonders gut, und gedeilich ist. Die Stutten, welche man trächtig zu seyn vermuthet, soll man nun nicht mehr zum Anspannen gebrauchen.

Bei dem Federvieh fährt man fort die Gänse auf Martini zu mästen. Die Zuchtgänse und Hühner muß man auch wohl warten, damit sie desto eher anfangen zu legen: doch muß man sie nicht zu fett machen. So muß man auch itzt anfangen den Tauben Futter zu geben, weil sie auf dem Felde nichts mehr finden; und noch immer-

zu das übrige Geflügel, so man den Winter über nicht behalten will verkaufen.

Bei der Bienenzucht muß man nun die Bienenstöcke vor der Kälte wohl verwahren: jedoch nicht mit Stroh umgeben, denn es fressen sich die Mäuse hinein, brechen in die Körbe, und verderben Rooß und Wachstafeln, ferner so wird auch durch die im vorigen Monat angerathene Oeffnung, die den Bienen zukommende Luft verhindert, wodurch die Bienen ersticken. Solchemnach ist die Verwahrung wider die Kälte besser, wenn man, nachdem das Blechlein vorgeschoben, uud das Luftloch gelassen, nur blos ein breites Brett, welches etwas breiter als der Korb und Stock seyn muß, vorsetzet, daß die Kälte so sehr nicht hinan schläget: denn die Bienen, die sich von selbsten Wärme genug machen können, erfrieren nicht, es seye denn, daß ihrer wenig wären, und eine ganz ohngewöhliche Kälte einfiele, da man sie wohl mit alten Decken und Kleidern, aber nicht mit Stroh vermachen soll.

Bei

Bei der Fischerey kann man aus den Teichen den Karpfensatz und die Brutfische ausfangen lassen, und solche in gute Winterbehältnisse in Verwahrung bringen. Die Teiche, welche bereits gefischet, und nicht über Winter besetzet werden, solle man vollkommen ablassen, damit sie austrocknen: auch die Rinnen, Ständer, Rechen, Fluder, und dergleichen besehen, und was da eingegangen, wieder zurichten, und ausbessern lassen. Nach Simonis und Judä soll man keine Forellen, sie seyen groß oder klein (jedoch die Lachsforellen ausgenommen) den ganzen Monat hindurch, weder fangen, einsetzen, noch verkaufen. In den Bächen kann man, sobald es gefroren, die Tümpfe ausfischen lassen. Auf den besetzten Teichen und Hältern aber muß man, sobald es vonnöthen thut, fleißig aufeisen, und um die Rinnen räumen, damit das Wasser ungehindert ablaufen könne. So kann man auch alsdenn das Geröhricht auf dem Eise abstossen.

Bei der Jagd und dem Weidwerk gehet nunmehr die Schweinhetze vollkommen an, weil sie von der vielfältigen Mast vorigen Monats in der besten Fette begriffen, nachmals aber im Christmonat in die Brunft treten. Die Rehe, welche itzt auch fett, werden theils bei umgestellten Tüchern mit den Schweinen auf den Lauf gejagt, im Laufen geschossen, mit Windhunden gehetzet, oder in Rehnetzen besonders gestellt, und gejagt. Das Fuchsfangen mit dem Eisen, wird, wie im vorigen Monat mit Nutzen vorgenommen. Man kann sie auch auf den Gränzen, gleich den Hasen wegfangen. Denn nun ist die beste Zeit den Hasen zu jagen, weil er weiter nicht mehr setzet. Die wilden Katzen, Marter, Iltisse, Otter und Biber werden nun auch mit Falleisen, wie die Füchse gefangen. Die Wölfe werden itzt mit starken eisenen Fallen, oder in Wolfsgruben gefangen. Diesen Monat werden die Rebhühner mit dem Triebzeug gefangen. Man kann nun den Fasanen

schüt=

schütten, und rauchern. Ingleichen kann man auch noch in diesem Monat, ehe es schneyet, die Schnepfen in moosigten Orten bekommen. Bis auf Martini fängt man noch die Lerchen mit dem Nachtgarn. Mit den Laufbögen fängt man Krammetsvögel, Mistler, und Weindrosseln. Itzt ist auch eine grosse Lust mit dem Mistler Stich zu haben, und kann man leicht eines Tags über zwanzig Stücke fangen.

Zu Hause muß man nun mit dem Dreschen recht fortfahren lassen, und auf die Drescher gute Achtung geben, daß sie fleißig und rein ausdreschen. Den neuen Wein, wenn er genug vergohren, und sich geläutert, soll man abfassen, und in die Keller bringen. So kann man auch sonst um Martini die andern jungen Weine abziehen, und aufrühren, so werden sie nicht leicht zähe: ingleichen noch Kraut in die Ständer zu einem Vorrath einlegen: die Krautblätter und Rübenkräutig fürs Vieh abtrocknen. Die Hausmutter kann nun-

mehr den Vorrath an Butter und Käsen besorgen, damit in der Haushaltung kein Mangel erscheine. Den Flachs und Hanf gar brechen und hecheln, auch die Mägde den Anfang zum Spinnen machen lassen. Man soll die Kamine und Feuermauern fleißig kehren lassen, und jedesmal wohl nachsehen, ob auch der Ruß wohl abgescharrt. Man soll auch nun die Röhrbrunnen und Wasserkünste vor der Winterkälte mit langem Stroh und Pferdemist verbinden, und vermachen. In diesem und folgenden drey Monaten fährt man fort, noch allerhand Vieh zu schlachten, einzusalzen, und zu räuchern. Man soll auch nun Lein- Nuß- Mandel- und andere Oele pressen lassen. Und endlich noch zu den eingesammelten Arzneykräutern sehen, daß sie nicht verderben, oder Schaden nehmen.

Bei der Küche ist in diesem Monat eine wohlgemästete gebratene Sans ein treffliches Gerichte, von welcher nun das Schmalz aufzuheben. Man pflegt aber auch itzt

Gän-

Gänse aufräuchern zu lassen, ingleichen Rindszungen.

So kann man auch Hagebutten zu Salsen einmachen, sonderlich da nun nicht viel mehr aus dem Garten zu holen, außer dem Blattkohl, Winterkresse, Winterrapunzel, Spinat und Körbelkraut: darum muß man bereits die in die Keller gebrachten Früchte und Gewächse allgemach angreifen, um die Küche damit zu versehen.

Die rothe Farbe des Johanneskrauts.

Das Offizinelle Johanneskraut, hypericum personatum, giebt eine rothe Tinktur zu den Arzneyen und färbt den Brandwein roth. Und dennoch steckt diese Röthe weder in den Blättern, noch in den Blumen und dem Stengel. Bei genauer Untersuchung besitzt dieses Gewächs verschiedene kleine Bläschen oder Safthülsen, welche diese rothe Farbe enthalten. Sobald man Weingeist auf die Blumen oder Blät-

ter dieses in Wäldern und Gebüschen wachsenden Johanneskraut gießt, so erscheinen sogleich die Bläschen voller Farbe. Ist das Gewächs abgetrocknet, so zeigen sie sich auf den Blättern, Blumen, und Stengeln in Gestalt dunkelrother Schweißlöcher. Sie sind am größten in den Staubträgern, und es fließt aus denselben ein zäher rother Saft heraus, wenn man sie mit einer Nadel durchsticht.

Man trocknet zu dem Ende die Pflanze, und es ziehet eine viertägige Digestion, mit ausgepreßten Oelen z. E. mit Baumöl, Leinöl oder Mandelöl, etwas von dieser rothen Farbe aus. Destillirtes Oel, z. E. Anisöl thut es noch geschwinder, aber Terpentinöl langsamer. Indessen löset der Weingeist die Farbe am geschwindesten und meisten auf. Dieser rothe Saft der Bläschen ist nicht blos Gummi, denn das Wasser löset ihn nicht auf: eine Rasina ist er auch nicht, weil sich die Weingeistfarbe nicht durch Wasser niederstürzet; folglich ist

es

es ein Harzgummi, welches mehr als Drachenblut und Lack färbet.

Die mit Brandtewein ausgezogene, und mit halb so viel Wasser verdünnte, rothe Farbe, wird auf weissem, vorher mit Weinstein und Alaun gebrühetem Tuche erst hoch roth, nach der Trocknung aber rothbraun, und im Sieden immer dünkler: sie verträgt aber Sonne, Luft, und Essig recht wohl. Einige Tropfen Vitriolgeist erhöhen es zur Ziegelfarbe. Ein Zusatz von der Scharlachkomposizion, aus Zinn, Königswasser, Salpetergeist, und Salmiak, giebt eine dunklere Kastanienfarbe, die glänzend und beständig ist.

Ausbressung des Buchenöls.

Deutschland, Lothringen, Elsaß, Flandern und Schlesien verbrauchen viel von diesem angenehmen Oele, welches gemeinnüziger gemacht zu werden verdient, und zu den Speisen, Seifensiedereyen, zum Le-

verbereiten u. d. gl. von gutem Nutzen ist. Man machte im Jahr 1767 mit diesem Auspressen in Italien folgenden Versuch.

Man sammelte die Buchnüsse im Oktober, wie selbige vom Baum abfielen, und nachdem sich die Hülsen von ihren Kernen geschieden. Man suchte die reifesten aus, um sie von einer Leinölmühle, in der ein Pferd den aufrechten Mühlstein herumführte, quetschen zu lassen. Nachher preßte man diese zermalmenen Nüsse durch Säcke von Pferdshaaren in einer starken Presse aus, und es gaben hundert Pfunde Buchnüsse zwölf Pfunde reines und helles Oel, nebst fünf Pfunden etwas trüben Oels. Während des Mahlens goß man von Zeit zu Zeit heisses Wasser auf die süßschmeckenden Nüsse, man rührte sie um, wie den Leinsaamen, und wenn man die Kerne sonst aus der Schale losmacht, und in einem Steinmörser stößt, und dann auspreßt, so gewinnt man nicht mehr an Oele. Folglich stecket in der Schale sehr wenig Oel.

Schä-

Schälet man aber die röthlichte Nuß weiß, so wird das Oel noch viel weisser.

Uiberhaupt hat das Buchenöl einen angenehmen süßlichten Geschmack und guten Geruch. Es giebt in Lampen einen so lebhaften Schein als das Wachslicht, und es richt beim Verlöschen der Lampe nicht so eckelhaft als Baumöl, ja es friert nicht, und es blieb im kalten Jäner 1768 helle, da das Baumöl zu der Härte einer Seife fror. Folglich ist dieses Buchenöl das allerflüssigste für Lampen, welche in einer kalten Luft brennen sollen. Das so feste, weisse Buchenholz, und das so nützliche Buchenöl verdienen also wohl eine bessere Fortpflege.

Den Essig vor dem Verderben in der Haushaltung aufzubewahren.

Man stelle den Essig in einer oder mehr Bouteillen in einem Kessel, der Wasser enthält, über das Feuer, damit er eine

halbe Stunde, oder etwas länger, stark koche, und nachher auf Bouteillen gezogen werden. Dieser Essig erhält sich mehrere Jahre sowohl in freyer Luft als in halbgefüllten Bouteillen, ohne schlemig zu werden, und die Apotheken können ihn statt des gemeinen Essigs, zu den zusammengesetzten Essigen gebrauchen, die sonst ohne einem destillirten Essig trübe werden, und umschlagen.

Ein wohlfeiler gelber Anstrich auf Häuser.

Man ist gewohnt steinerne Gebäude durch gelben Ocher, den man mit Kalk vermischt, licht oder dunkelgelb zu betünchen. Allein diese Farbe ist etwas theuer, und kostet noch die Mühe zu stossen. Eine wohlfeilere gelbe Farbe, von besserer Dauer und schönerem Ansehen, zum gelben Häuser Anstriche, ist folgende:

Man zerlasse gemeinen Vitriol in heissem Wasser 2 ℔. Vitriol auf eine Kanne

Was-

Wasser gerechnet; und man verwahre diese Lauge in einem Gefäße. Nachher vermengt man weissen, gesichteten Kalk, so viel als man zur Uiberstreichung einer Mauer an einem Hause gebraucht, mit einem Wasser, bis daraus ein dicker Brey wird, in einem anderen Gefäße. In dieses Kalkwasser giesse man so viel Vitriollauge, als das Mengsel zum Anstriche zu verdünnen erfoderlich ist. Sogleich wird dieser Brey blaugrün, und es wird die damit überstrichene Mauer nicht gelb, als bis die Farbe an ihr recht getrocknet ist.

Je mehr Vitriollauge den Kalk zu verdünnen, zugesetzt werden muß, desto dunkler wird die grüne Wandfarbe, und so umgekehrt: und so kann man die gelbe Häuserfarbe so hell oder gesättigt machen, als man will. Die Nuanze geräth nach unserm Belieben, wenn man erst einen Versuch macht, ein Stück Mauer damit anzustreichen, und dann kann man die Mischung im Grossen desto besser finden, wofern die Pro-

be

be zu dunkel, oder zu hell war. Die Farbe hängt sich an der Mauer Fest an, sie beschmiert nicht die Hände, wofern sie einmal recht trocken ist, und hat ein lebhafteres Ansehn, als die Ocherfarbe. Man richtet mit einem Pfunde Vitriol mehr, als mit zwey Pfunden Ocher aus, der mehr kostet.

Land- und Hauswirthschaftsverrichtungen im Dezember.

Auf dem Felde. Wer einen starken Feldbau hat, kann nun Mist auf die Felder führen, und zeilenweise auf Haufen schlagen lassen. Man muß auch nun die Felder oft besuchen, um das Schneewasser, so sich um diese Zeit von vielen Regen oder Schnee zu sammeln pflegt, abzulassen, oder demselben zum Ablauf zu räumen. Gleichergestalt kann man um diese Zeit den Wassergüssen an Abhangen vorbauen, daß dieselbe das beste Erdreich nicht wegführen:

zu welchem Ende man an gehörigen Orten, wo es vonnöthen, Bäume über zwerch legen, und verpfahlen kann, welche die Erde vor sich behalten, und das leichte Wasser dennoch über sich ablaufen lassen. Itzt kann man Brau- und Malzholz anführen, auch sonsten die nothwendigsten Baufuhren bei guter Winterbahn verrichten lassen. Und endlich noch die Zäune und Gehänge ausbessern. Die dazu gehauenen Weidenruthen bindet man büschelweise zusammen, stellet sie auf, und läßt sie also drey Wochen an einem trockenen Orte stehen: wenn sie denn genug angezogen und zähe worden, werden sie wieder eingeweichet und verbraucht.

Im Lustgarten muß man nun immer zu fleißig auf das Gewächshaus, und die darinnen befindliche Bäume und Gewächse sehen, damit, wo etwa an einem oder dem anderen Schaden entstehet, solchem beizeiten wieder abgeholfen werden möge. Damit sie auch nicht erfrieren, muß man bei kaltem Wetter einheizen, und zu dem Ende

eine Schüssel voll Wasser dabei setzen, wenn solches frieret, so ist es Zeit einzuheizen. Bei einfallendem gelinden Thauwetter aber kann man am Tage etwa drey oder vier Stunde die Fenster öffnen, damit frische Luft hinein gehe. Wenn noch einige Gewächse das Begießen nöthig haben, kann man mit lauem Wasser die Erde nur ein wenig, doch unberührt den Stamm und Zweige, benetzen, oder kann Schnee dazu legen. Wenn die Nelkenstöcke, oder andere Gewächse mit rauhem Schimmel überzogen, soll man sie bald davon reinigen, weil sie sonst leicht verderben. Man kann auch noch die Blumensaamen vollends aus und reine machen, und an gehörigen Orten verwahren.

In den Küchengärten mag man nun gute Erde, und den benöthigten Dünger anführen. Um den Advent kann man noch, wenn das Wetter dazu tauglich, Kresse und Petersilge säen, damit man solche im nächsten Frühling beizeiten haben könne. Gleicher=

dergestalt verpflanzet man noch, da es die Witterung zuläßt, allerley Wurzeln, um im nächsten Jahre Saat und Saamen davon zu haben. Man muß auch in dem Keller fleißig nach den eingesetzten Gartengewächsen sehen, was zu faulen anfängt, ausnehmen, reinigen, und nach und nach in der Küche verbrauchen, oder auch zum Theil, wieder anders legen. Wenn zuweilen gelindes Wetter ist: soll man die Luftlöcher im Keller öffnen, daß frische Luft hineingehe. So muß man auch den Mäusen, da deren vorhanden, fleißig wehren. In diesem Monat blühet die Christwurzel oder schwarze Nießwurzel, und auch noch zu Zeiten die Ringelblume und Borrage. Im übrigen kann man nun allerley Gartenzeug, was etwa mangelt, einkaufen, ausschleifen, und verbessern lassen.

In dem Obstgarten muß man dasjenige, was bei Aushau = und Ausputzung der Bäume, in dem vorigen Monat zurückgeblieben, nun vollends verrichten. Wenn

die

die Hasen in dem Baumgarten kommen können, soll man die jungen Bäume, sowohl vor denselben, als vor der Kälte noch wohl verwahren. Den Bäumen, welche sonst nicht feuchte stehen, kann man nun Schnee beischlagen, wenn vorher der Rasen umher geöffnet, und ein wenig guter Baummist darauf gestreuet worden, doch muß es im Februar und Märzen hinaus, wenn der Schnee zergangen ist, wieder geebnet werden. Itzt pflegt man auch noch die Gruben in den Gärten zu machen, worinn man Wildlinge im Frühling einsetzen will. Sie werden drey Schuh breit, und drey Schuh tief gemacht, und tief mit guter Gassenerde, faulem Holz, und ausgepreßten Obsträbern, so mans hat, untereinander gemengt, angefüllet. In diesem und folgenden zwey oder drey Monaten muß man sonderlich die Raupennester, und das überbliebene noch an den Aesten hangende Laub von den Bäumen abzunehmen geflissen seyn. Man soll aber auch solches Laub fleißig zusammen re-

chen,

rechen, und was von den Raupen bemakelt, entweder stracks verbrennen, oder ins Wasser werfen, das andere kann man zum Unterstreuen gebrauchen: ja welches recht rein und trocken zusammen kommen, dienet den Ziegen und Böcken auch des Winters zur Nahrung. Bäume, so von Alterthum oder sonsten moosig sind, kann man auch noch bei feuchtem, und nicht allzukaltem Wetter gehörig abschaben, und säubern. Im übrigen muß man noch immer der Kernsammlung von allerley guten und edlen Winterobst ingedenk verbleiben, und solche an einem temperirten und lüftigen Ort wohl verwahren.

In den Weinbergen und Weingärten kann man, wo es noch nicht geschehen ist, bei offenem Wetter misten, und senken: bei Frostwetter aber die Pfähle spitzen, und den Abgang mit neuen ersetzen. So können auch den Winter durch, ehe der Schnitt in den hohen oder ungedeckten Gebirgen angehet, die Steine gelesen, und

ausgetragen werden, weil die Mäuse, Eltisse, Hamster, Wiesel, und anderes Ungezieser sich darunter aufzuhalten, und den Weinbergen grossen Schaden zu thun pflegen.

In den Wäldern und Hölzungen wird nun das Bauholz am besten in diesem Monat gefällt, so soll auch nun ein guter und vorsichtiger Hauswirth all sein Brennholz, das er das ganze Jahr hindurch an Klafter, Scheitern und Buschholz für sein Haus bedarf, zurecht hauen, und nach und nach an gelegenen Tagen, wenn der Erdboden hart gefroren, einführen, und nach Nothdurft gebrauchen können.

Bei der Viehzucht muß man, falls es noch nicht geschehen, nun vor allen die Ställe vor der Kälte wohl verwahren, und sonderlich alle Löcher und Ritzen derselben mit Moosstroh, oder Heu verstopfen, und verwahren, damit das Vieh den Winter über warm stehe: so auch gleichfalls bei den Pferden wohl zu beobachten. So soll man auch nun dem Vieh insgemein zu rechter

Zeit

Zeit ausmisten, und demselben, wie sichs gehört, reine Streue machen. Insonderheit muß man den Schweinen, wenn es sehr kalt ist, viel Streu einwerfen, damit sie sich wohl darein wühlen, und warm liegen können. Dem Rindvieh kann man nun geschnittenes Haber und Gerst = oder Roggenstroh geben, und etwas vom geschnittenen Heufutter darunter mischen: wenn man es hat, kann man noch etwas klein gestampfte Rüben, und schlechtes Kraut dazu thun. Was man vom Rindvieh mästen will, dem wird noch überdieß ein wenig gutes Heu, und wer es hat, auch Weinstockwipfel darnach gegeben, und zuweilen eine Hand voll Salz auf die Fütterung gestreuet. Den Kälberkühen pflegt man Grummet oder süsses Heu, den Kälbern aber kurzes grünes Heu zu geben. Sonst ist zu merken, daß nun das Vieh insgemein, sonderlich bei grosser Kälte, fleißig zu warten, und mit Futter und Nahrung wohl zu versehen ist. Von diesem Monat an, bis Tag und Nacht

im nächsten Frühling gleich werden, lasset man die Schweine sich mit dem Ebber belaufen, so werfen sie nachmals im Sommer, oder auch schon im Frühling: welches die besten Würfe sind. Den Schafen pflegt man in diesem Monat weisses Erlenlaub vorzulegen: welche nicht davon essen wollen, sind für ungesund zu halten, und zu verkaufen. Man kann auch das andere Laub denselben nunmehr vorlegen.

Bei der Pferdezucht insonderheit soll man nun den Pferden gutes Futter geben: und wenn es gefroren, und glatt, oder schlüpfrig worden, denselben die Eisen fleissig schärfen, oder scharfe Nägel aufschlagen, damit sie, wenn sie stark ziehen, oder sonst gehen und laufen sollen, nicht fallen, und Schaden machen. Die trächtigen Stutten soll man in einen Stall zusammenstellen, und zu Nachts ein Licht darinnen in einer Laterne halten: auch einen Knecht dabei bleiben lassen.

Bei dem Federvieh soll man ein und andere Woche vor Ausgang des Jahrs noch der Gänse wohl warten: aber mit dem Anfang des neuen Jahrs muß man ihnen unvermerkt abbrechen, damit sie zum Legen nicht fett werden.

Bei der Bienenzucht muß man, so lange der Schnee liegt, die Stöcke und Körbe uneröffnet lassen, denn die Bienen, so in den Schnee fallen, sind verlohren.

Bei der Fischerey muß man nun alle Morgen, wenn es hart gefrieret, auf den Teichen, Fischbehältern und Einsetzen unterschiedliche Löcher ins Eis hauen, oder wie die Fischer reden, Wuhnen machen, damit die Fische Luft bekommen, und nicht ersticken. Den ganzen Winter über soll man die Teiche immerzu ein wenig gehen lassen: stärker aber, wenn Thauwetter ist, und das Schneewasser das Eis sehr drücket. Sonsten kann man nun auch in den nächsten Monaten unter dem Eise fischen. Im übrigen laichen nun die Quappen oder Aalraupen.

Bei der Jägerey und dem Weidewerk ist itzt das Jagen auf die Rehe, wilden Schweine, Wölfe, Füchse und Hasen am besten, weil ihre Spur nun im Schnee, sonderlich, wenn er neu gefallen, am leichtesten zu finden, und die Bälge itzt am besten sind. Anitzo ist auch das zeitige Futter in Thiergärten, wegen der abgebrunften Hirschen, bei einfallenden harten Frost, nicht zu vergessen, und was an Wild über den gewöhnl. Besatz überflüssig, mit Gelegenheit unvermerkt auszuschiessen. Nun soll man die Waldherde auf die Krametsvögel fleißig besuchen, sonderlich, wenn tiefer Schnee gefallen, sie wohl kehren, und mit Wachholder- oder Vogelbeeren wohl anrichten. Diesen Monat fängt man noch die Mistler auf den eichenen Misteln in den Stichhäuslein. Den Habichten, welche itzt bei den Häusern und Höfen grossen Schaden thun, und die Tauben und Hühner sehr hinwegfangen, muß man mit allem Fleiße nachstellen, und sie zu vertilgen trachten.

Bei

Bei grossem Schnee kann man itzt die Rebhühner mit dem Schneegarn am besten fangen.

Zu Hause soll in diesem und den folgenden beiden Wintermonaten ein jeder sorgfältiger Hauswirth allerhand nöthiges Werkzeug, Gefäße, und Geschirre durch die Handwerksleute ausbessern oder von neuem machen lassen, auch das benöthigte Eisenwerk an Sensen, Sicheln, Spaten, Beilen, Axten, u. d. gl. in Vorrath anschaffen, Fischnetze und Vogelgärne von neuem stricken, und die alten ausbessern, auch allerley Körbe und Fischreussen machen lassen. In den Scheunen muß man mit dem Dreschen fortfahren, insonderheit aber um Weihnachten die Erbsen ausdreschen lassen, damit das Stroh den Kühen und Lämmern um solche Zeit gegeben werden könne. Das Getreid muß man auf dem Boden fleißig wenden: die Keller und Gewölbe vor der Kälte verwahren: die Fässer, wenn der Most oder neue Wein vergohren, abwi-

schen, und rein machen: die schwachen Weine im Abnehmen des Mondes, und wenn der Wind von Mitternacht wehet, ablassen: mit dem Malzmachen und Brauen fortfahren: das Obst alle vierzehen Tage besehen und durchlesen, auf daß eines von dem andern nicht angestecket werde. Ein verständiger und kluger Hausvater hat endlich nunmehr bei Schliessung des Jahrs den gehörigen Uiberschlag zu machen, was er im Vorrath an Geld und Getreide übrig hat; auch zuzusehen, wo bei Ereignung die Uibermaße oder der Mangel seyn dürfte.

Für die Küche kann man nun Wachholderbrandtewein brennen, auch Schlehenbrandtewein und Schleheneſſig machen, die auch zur Arzney dienen können.

Literarische Stücke.

Neue und umständliche Nachricht von dem Tode des Kapitain Cooks *).

Einige Einwohner von Uwhyie hatten in der Nacht den großen Kutter der Discovery weggestohlen, welcher an dem einen Ankerwächter angebunden war. Sie waren dabei so stille zu Werke gegangen, daß wir ihn nicht eher vermißten, als den Morgen Sonntags, den 14ten Februar. Kapitain Clerk gieng sogleich zum Kapitain Cook um ihm den Zufall zu berichten, und kehrte mit dem Befehle zurück, daß der Launch und der kleine Kutter unter dem Kommando

*) Uibersetzt aus dem neuerlich erschienenen Werke des Wundarztes auf der Discovery. S. hist. Portefeuille.

des zweyten Lieutenants fortgehen und sich vor die östliche Spitze der Bay legen sollten, um alle Kähne der Indianer, welche auslaufen wollten, aufzufangen, und auch, wenn es nöthig seyn sollte, auf sie zu feuern. Zur nämlichen Zeit ward der dritte Lieutenant von der Resoluzion mit dem Launch nnd dem kleinen Kutter in der nämlichen Absicht nach der westlichen Spitze der Bay abgeschickt, und der Meister oder Schiffer mußte mit dem großen Kutter einen Doppelkahn verfolgen, der bereits unter Segel war und aus dem Hafen eilte. Er erreichte bald den Kahn, und indem er einige Flinten abfeuern ließ, trieb er ihn auf den Strand, und die Indianer verließen ihn. Es traf sich eben, daß dieses der Kahn des Omea, welcher den Titel eines Orono hatte, war. Er selbst war am Boorde, und es wäre für uns sehr glücklich gewesen, wenn unsere Leute sich seiner Person auf dem Schiffe versichert hätten; denn man hielt sie so heilig, als die des Königs. Mittler-

weile

weile rüstete sich Kapitain Cook selbst an das Land nach der Stadt Kavaroah zu gehen, um die Person des Kariopu in Sicherheit zu bringen, ehe er Zeit erhielt sich auf eine Insel zu entfernen, wo wir ihn nicht erreichen und bekommen möchten. Dies schien das einzige und wirksamste Mittel zu seyn, welches man bei dieser Gelegenheit wählen konnte, um das Boot wieder zu erhalten. Der Kapitain hatte bei ähnlichen Fällen immer die nämlichen Maasregeln gewählt, und immer noch die besten Wirkungen davon gesehen; und schwerlich wird man ein anderes Mittel angeben können, wodurch er bei diesen Umständen seine Absicht erreicht haben würde. Wir hatten Ursache zu vermuthen, daß bei dem ersten Lärmen der König mit seinen Leuten schon entwichen sey; in diesem Falle war Cooks Absicht sich wenigstens der großen Kähne zu bemächtigen, welche man an das Ufer gezogen hatte. Er gieng gegen sieben Uhr vom Schiffe weg, von einem Lieutenant,

Ser-

Serjanten, Korporal von den Seetruppen, und sieben Gemeinen begleitet; der übrige Haufe der Pinnasse war ebenfalls bewaffnet, und unter Kommando des Herrn Roberts. Als sie nach dem Ufer zuruderten, befahl Kapitain Cook dem Launch seinen Posten an der westlichen Spitze der Bay zu verlassen, um bei seinem eigenen Boote zu bleiben. Dieser Umstand verdient bemerkt zu werden: denn er zeigt deutlich, daß Cook gar keinen Widerstand von den Eingebornen befürchtete, oder nicht daran dachte, die nöthigen Vorkehrungen zu seiner und seiner Leute Sicherheit zu machen. Ich getraue mir auch zu behaupten, daß bei dem Anscheine der Umstände, wie sie damals waren, auch niemand außer ihm dachte, daß dergleichen Vorkehrungen durchaus nöthig wären. So wenig zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seinem Betragen Uibereilung oder allzugroße Dreistigkeit! Er landete mit den Seetruppen bei dem obern Ende der Stadt Kavaroah. Die Indianer versammelten sich sogleich,

gleich, wie gewöhnlich, um ihn her, und bezeugten ihm ihre gewohnte Ehrfurcht, indem sie sich vor ihm niederwarfen. Nirgends sahe man Zeichen von Feindseligkeiten oder großen Lärmen unter ihnen. Kapitain Cook schien aber dennoch dem äußern Anscheine nicht zu trauen, sondern war immer darauf bedacht, seine Truppen von dem großen Haufen abgesöndert zu stellen. Erst fragte er nach des Königs Söhnen, welche ihm sehr ergeben und gewöhnlich seine Gesellschafter auf dem Schiffe waren. Nachdem man Bote nach ihnen geschickt hatte, kamen sie bald an, und sagten ihm, daß ihr Vater in einem nicht weit davon entfernten Hause schliefe. Cook gieng mit dahin, und nahm seine Truppen mit. Auf seinem Wege dahin warfen alle die Indianer, die er antraf, sich vor ihm nieder, und schienen noch durchaus die vorige Ehrfurcht für ihn zu haben. Ihn begleiteten einige Vornehme von den Indianern, darunter Kanynah und sein Bruder Kuhowruah.

Die-

Diese hielten das Volk in Ordnung, wie gewöhnlich, und weil sie von der Ursache, warum er an das Land gekommen war, nichts wußten, so fragten sie ihn öfters, ob er Schweine oder andere Lebensmittel bedürfe? Er antwortete ihnen, Nein, er wolle nur den König sprechen. Wie er an das Haus kam, befahl er einigen Indianern hinein zu gehen, und Kariopu zu sagen, daß er außen warte, um ihn zu sprechen. Diese kamen zwey- oder dreymal heraus, und statt einer Antwort vom König, brachten sie ihm einige Stücke rothes Tuch, woraus Cook muthmaßete, daß der König nicht darinne sey. Er ließ also den Lieutenant von seinen Truppen hinein gehen. Dieser fand den alten Mann, wie er eben aus dem Schlafe erwachte und über die Bothschaft ganz sichtbar erstaunte, doch kam er ohne weiteres Bedenken heraus. Kapitain Cook nahm ihn bei der Hand, und bat ihn freundschaftlich mit ihm an Boord zu gehen, welches jener ganz bereitwillig versprach. So

weit gieng alles gut, und die Eingebornen schienen ganz ruhig und nichtsweniger als Feindseligkeiten von unsrer Seite zu befürchten. Hierüber drückte Kapitain Cook selbst sein Befremden aus, und sagte, daß weil die Einwohner dieser Stadt keinen Antheil an dem Diebstahl zu haben schienen, so wolle er ihnen weiter kein Leides thun, aber den König müsse er mit an den Boord haben. Kariopu saß vor seiner Thüre von einer grossen Menge Menschen umgeben, unter welchen Kanynah und sein Bruder sehr eifrig die Ordnung zu erhalten suchten. Aber in kurzer Zeit bemerkte man, daß die Indianer mit langen Spießen, Keulen, Dolchen und dicken Matten, welche sie wie einen Harnisch anlegen, sich rüsteten. Dies feindliche Ansehen nahm zu und ward immer lärmender, als zwey Männer in einem Kahne von der entgegengesetzten Seite der Bay ankamen, und die Nachricht brachten, daß einer ihrer Anführer, Namens Karimu, von einem Boote der Discovery getödtet wor-

worden sey, indem sie quer durch die Bay gefahren wären. Dieselbe Nachricht hatten sie auch jedem Schiffe überbracht. Nach dieser Erzählung zogen sich die Weiber, welche am Ufer bei ihrem Frühstück saßen, und mit unsern Leuten in den Böten vertraulich sprachen, zurück, und ein dumpfes Gemurmel verbreitete sich durch den ganzen Haufen. Ein alter Priester kam zu Kapitain Cook mit einer Kokusnuß in der Hand, welche er ihm als ein Geschenk darbot, und dabei zugleich sehr laut sang. Man sagte ihm oft, er solle still seyn, aber umsonst, und man konnte ihn so wenig als sein Gelärme los werden. Es schien, als wenn er die Absicht hätte, die Aufmerksamkeit unsrer Leute von seinen Landsleuten abzuwenden, die immer aufrührischer wurden und überall sich bewaffneten. Kapitain Cook sahe sich von einer grossen Menge umringt, und hielt seine Lage nun für gefährlicher. Daher befahl er dem Lieutenant der Truppen mit seiner kleinen Mannschaft nach der Wasser-

seite zu marschiren, wo die Böte in einer geringen Entfernung vom Ufer lagen. Die Indianer machten ihnen willig Platz, und ließen sie zwischen den Reihen ruhig durchgehen. Die Entfernung mochte ohngefähr 50 bis 60 Ruthen betragen, so weit sie zu gehen hatten. Kapitain Cook folgte ihnen, und hielt Kariopu an der Hand, der ihm willig nachfolgte. Ihn begleitete sein Weib, zwey Söhne und verschiedene Anführer. Der alte lärmende Priester kam auch hinter her. Krowa, der jüngste Sohn des Königs, gieng geraden Wegs in die Pinnasse, und erwartete hier seinen Vater. Aber eben als dieser auf der Wasserseite ankam, warf seine Gattin ihre Arme um seinen Hals, und zwang ihn so unter dem Beistande zweyer Anführer sich neben einem doppelten Kahne niederzusetzen. Kapitain Cook verwies ihnen dieses und zankte mit ihnen, aber umsonst; sie wollten nicht zugeben, daß der König weiter gieng, und sagten ihm, er würde getödtet werden, wenn

er auf dem Schiffe wäre. Kariopu, dessen Betragen gänzlich von fremdem Willen abzuhangen schien, senkte seinen Kopf nieder und schien sehr bekümmert zu seyn.

Indem der König in dieser Lage sich befand, bemerkten wir in der Nähe einen uns wohl bekannten Anführer, Namens Coho, mit einem Dolche, den er zum Theil unter dem Mantel versteckt hielt, vermuthlich in der Absicht den Kapitain Cook oder den Lieutenant zu erstechen. Dieser letztere rieth Feuer auf ihn zu geben, aber Cook wollte es nicht zugeben. Coho drang immer näher zu ihnen, und zwang den Offizier ihn mit dem Gewehr zu schlagen, und so wich er zurück. Ein andrer Indianer faßte die Muskete des Serjanten, und suchte sie ihm aus den Händen zu winden, ward aber von dem Lieutenant daran verhindert, welcher auf ihn schoß. Kapitain Cook, wie er sahe, daß der Aufruhr immer zunahm, und daß die Indianer immer dreister und entschlossener wurden, so merkte

er,

er, daß wenn er den König mit Gewalt fortführen wollte, er dieses nicht würde thun können, ohne das Leben von einigen seiner Leute aufzuopfern. Er stand daher eine Weile stille, und zwar eben im Begriffe Befehl zu geben, daß seine Leute sich wieder einschiffen sollten, als ein Indianer einen Stein nach ihn warf, dem er mit einem kleinen Schusse aus dem einem Laufe seiner Doppelflinte antwortete. Der Indianer, welcher eine dicke Matte vor sich hatte, nahm wenig oder keinen Schaden; er schwung seinen Spieß und drohte ihn nach Kapitain Cook zu werfen; dieser wollte ihn dennoch nicht um das Leben bringen, und anstatt mit einer Kugel auf ihn zu feuern, schlug er ihn mit seiner Muskete zu Boden. Er verwies den vordersten in dem Haufen ihr ungestümmes Betragen sehr ernstlich; gab alle Hofnung, den König an den Boord zu bekommen, auf, und dachte nur noch darauf sich zu decken, und seiner geringen Mannschaft, welche von einigen

Tausenden von Menschen gedrängt ward, die Rückkehr in das Schiff zu sichern. Krowa, des Königs Sohn, welcher auf der Pinnasse war, und über das erste Feuern erschrocken war, ward auf sein Begehren wieder an das Ufer gesetzt; denn eben damals dachte Herr Roberts, welcher die Pinnasse kommandirte, nichts weniger, als daß Kapitain Cook in Gefahr sey; sonst würde er den Prinz bei sich behalten haben, um die Indianer dadurch in Furcht zu setzen, und im Zaume zu halten. Ein Mann hinter einem Doppelkahn war im Begriffe seinen Spieß nach Kapitain Cook zu werfen; dieser mußte daher zu seiner Vertheidigung Feuer geben; aber er traf einen andern daneben, welcher sich eben so aufrührisch bezeigte. Der Serjant, welcher bemerkt hatte, daß der rechte Mann nicht getroffen worden, erhielt Befehl auf ihn zu feuern und erlegte ihn. Itzt war nun das Ungestümm der Indianer etwas unterdrückt; sie zogen sich in einen Haufen zurück, und schie-

nen unentschlossen; aber als die hintersten sie antrieben, kehrten sie zum Angriffe zurück, und warfen mit Steinen unter die Truppen, welche, ohne auf Befehl zu warten, diesen Angriff mit einem allgemeinen Musketenfeuer erwiederten, dem auch augenblicklich das Feuer von den Böten folgte. Hierüber bezeugte Kapitain Cook, wie man hörte, sein Erstaunen; er winkte den Leuten auf den Böten mit der Hand, und rufte ihnen zu, sie sollten aufhören zu feuern, und näher kommen um die Truppen einzunehmen. Herr Roberts brachte sogleich seine Pinnasse so nahe an das Ufer, als er konnte, obgleich immer Steine wie Hagel auf das Schiffsvolk herabfielen; aber Herr John Williamson, der Lieutenant, welcher die Launch kommandirte, anstatt näher zu kommen, um dem Kapitain beizustehen, zog sich weiter zurück, in dem Augenblicke, wo alles auf zeitigen und thätigen Beistand der Menschen in den Böten ankam. Nach seiner Aussage hatte er das Signal unrecht

verstanden. Dem sey nun aber, wie ihm wolle; dieser Umstand scheint mir in dieser unglücklichen Laze den Ausschlag gegeben, und dem Kapitain jeden Ausweg sein Leben zu retten, abgeschnitten zu haben. Nun beruhte also die Rettung der Truppen ganz allein auf der Pinnasse, welche so voll gedrängt war, daß die Leute darauf in dem Gedränge und Lärmen ihre Feuerwaffen nicht brauchen, oder sonst dem Kapitain irgend eine andere Hilfe leisten konnten. Dieser mußte also, wie es scheint, in dem entscheidendsten Augenblicke, den Beistand der beiden Boote entbehren, weil sich die Launch entfernt hatte. Denn ob man gleich auf diesem Boote in der Entfernung, wohin man sich gezogen hatte, ein beständiges Feuer wider den Haufen der Indianer unterhielt, so mußte doch die fatale Unordnung und Verwirrung, welche auf die Entfernung des Launch erfolgte, die volle Wirkung verhindert haben, welche sonst die schleunige Mitwirkung der beiden Böte nach

Cooks Absicht zu seiner und seiner Leute Rettung würde gethan haben. Nun mußte Kapitain Cook zu den Böten allein seine Zuflucht nehmen. Denn so wie die Truppen gefeuert hatten, fielen die Indianer über sie her, und trieben sie in das Wasser, wo vier davon getödtet wurden. Der Lieutenant ward verwundet, entkam aber glücklich, und ward von der Pinnasse aufgenommen. Kapitain Cook war nur noch allein am Felsen zurück geblieben. Man sahe ihn, daß er nach der Pinnasse zugieng, die linke Hand hinten gegen den Kopf hielt, um ihn wider die Steine zu verwahren, und seine Musskete unter dem andern Arme trug. Man bemerkte einen Indianer, der ihm folgte, aber nur schüchtern, und vorsichtig; denn er blieb ein- oder zweymal stehen, als wenn er unentschlossen wäre. Endlich gieng er unversehens auf ihn los, gab ihm mit einer großen Keule oder einem Pfahle einen Schlag hinten auf den Kopf, und lief eilends zurück. Der Schlag schien den Kapitain be-

täubt zu haben; er taumelte einige Schritte, und dann fiel er auf die Hand und das eine Knie, und ließ seine Muskete fallen. Als er aufstand, und ehe er noch auf die Füsse kommen konnte, stach ihn ein anderer Indianer mit einem Dolche hinten in den Hals. Da fiel er in das Wasser, wo eine Menge Indianer über ihn herfielen, und ihn im Wasser zu unterdrücken suchten; er aber strebte mit grosser Kraft noch gegen sie, hielt den Kopf in die Höhe und blickte nach der Pinnasse, gleichsam um Hilfe zu rufen. Obgleich das Boot nur fünf bis sechs Ruthen weit von ihm entfernt war, so scheint es ihm doch wegen der Verwirrung unter dem Haufen nicht möglich gewesen zu seyn, ihn zu retten. Die Indianer tauchten ihn wieder unter, aber in einem tiefern Wasser; Cook brachte seinen Kopf zum zweytenmal wieder in die Höhe, und weil er durch den Kampf fast ganz erschöpft war, so wendete er sich nach den Felsen, um sich an demselben zu stützen. In diesem Augenblicke gab

ein

ein Wilder ihm mit einer Keule einen Streich, und nun sah man ihn nicht mehr lebendig. Sie zogen ihn leblos auf die Felsen, und schienen da sich das grausame Vergnügen zu machen, alle Arten von Unmenschlichkeiten an dem Leichname zu verüben; denn einer riß dem andern immer den Dolch aus der Hand, um das grausame Vergnügen zu genießen, das Opfer ihrer unmenschlichen Wuth zu durchbohren.

Die Art der Indianer in Nordamerika Krieg zu führen.

(Aus Belknap's im vorigen Jahr zu London erschienenen Geschichte von Neu-Hampshire übersetzt.)

Man sieht die Indianer selten oder niemals eher, als in Augenblicke, da sie mit ihrer Massakre anfangen. Sie erscheinen nie im offenen Felde, und beweisen nie einen wahrhaftig männlichen Muth; sondern überfallen ihren Feind, wenn er am wenigsten im Stande ist, sich zu vertheidigen. Dies geschieht mehrentheils am Morgen. Sie halten sich hinter Büsche und den Stämmen der Bäumen versteckt, nahe an den Fußsteigen in den Wäldern, oder hinter den Hecken, die nahe an den Thüren der Häuser liegen; und ihre Schlupfwinkel bemerkt man nicht eher, als durch den Knall ihrer Feuerröhre, welcher in der That nur

schwach ist, da sie sparsam mit ihrer Ammunizion umgehen, und ihrem Ziele so nah, als nur möglich, rücken, ehe sie losbrennen. Sie fallen sehr selten ein Haus an, wenn sie nicht wissen, daß sie nur schwachen Widerstand finden, und man hat mehr als zu oft erfahren, daß sie ganze Tage hindurch im Hinterhalt gelegen, und die Bewegungen und Arbeiten derer bewachet haben, die sie überfallen wollten, ohne es zu wagen, sich zu entdecken. Einer ihrer Anführer, der unter seiner Beute einen Weibermantel erhalten hatte, zog ihn des Abends an und gieng damit in den Strassen von Portsmouth, guckte in die Fenster der Häuser und behorchte das Gespräch der Leute.

Sie üben ihre Grausamkeit hauptsächlich an Kindern, und solchen alten, schwachen und unberührigen Menschen aus, welche die Mühseligkeiten einer Reise durch die Wildniß nicht aushalten können. Ergreifen sie ein Weib, das hoch schwanger ist, stechen sie ihr das Messer in die Eingeweide.

Wenn

Wenn ein Kind ihnen lästig wird, schlagen sie ihm das Gehirn an dem nächsten Baum oder Stein aus. Zuweilen peitschten und schlugen sie, um die arme Mutter zu quälen, das Kind bis es halb todt war, oder hielten es im Wasser, bis ihm der Odem eben ausgehen wollte, und warfen es dann ihr zu, es zu trösten und ruhig zu machen. Konnte die Mutter nicht bald sein Weinen stillen, schlugen sie ihm das Beil in den Schädel. Wird ein Gefangener durch die ihm aufgelegte Last ermüdet, so erfährt er oft dasselbe Schicksal. Bezeigt sich jemand widerspenstig, oder wird er als das Werkzeug des Todes eines Indianers, oder nur als ein Verwandter eines solchen erkannt, so wird er langsam gemartert, gewöhnlich an dem Pfahl, und die übrigen Gefangenen höhnet man mit dem Anblik seiner Leiden. Zuweilen wird auch wohl ein Feuer angezündet, und es ergeht gegen einen oder mehrere eine Drohung, ohne wirkliche Absicht, sie zu opfern, blos um sich an ihrem Schre-

cken zu ergötzen. Die jungen Indianer su-chen sich oft durch unmenschliches Betragen gegen die Gefangenen hervorzuthun, wenn sie den älterern aus den Augen sind, und wenn dann über die Sache Untersuchung angestellt wird, muß der Gefangene still-schweigen, oder die beste Mine dabei hal-ten, wenn er seine noch ärgere Begegnung verhüten will. Bezeigt sich ein Gefangener traurig, und muthlos, so wird er sicher ver-spottet: wenn er aber singen, tanzen und lachen mit seinem Herrn kann, schmeichelt man ihm als einem Bruder. Sie haben ei-nen großen Abscheu gegen die Neger, und tödten sie gemeiniglich, wenn sie in ihre Hände gerathen.

Hunger ist der gewöhnliche Gefährte dieser Gefangenschaft. Wenn die Indianer ein Stück Wild gefangen haben, setzen sie sich hin und verschlingen es auf einmal; ver-breiten sich dann rund um die Wildniß, und streifen ohne Nahrung so lange herum, bis das Glück ihnen ein anderes in den Weg

wirft.

wirft. Die Gefangenen, die einer so hündischen Mahlzeit und Enthaltsamkeit nicht gewohnt sind, können weder die Uiberladung auf der einen noch das Fasten auf der andern Seite aushalten. Eine Veränderung der Herren, ob sie gleich zuweilen ihr Elend erleichtert, entfernt die Aussicht ihrer Heimkehrung noch mehr. Hat ein Indianer einen Anverwandten verlohren, so muß ein für ein Feuergewehr, eine Axt oder einige Häute gekaufter Gefangener die Stelle desselben vertreten, und Vater, Bruder oder Sohn des Käufers vorstelleu; und denjenigen, welche sich zu einer so barbarischen Adopzion bequemen können, wird mit derselben Zärtlichkeit begegnet, als den Personen, deren Stelle sie vertreten. Ein Tauschhandel mit den Franzosen in Kanada war stets der glücklichste Umstand für einen Gefangenen, hauptsächlich, wenn er ein Bedienter in einer Familie ward; obgleich zuweilen selbst da ein Gefängniß sein Loos war, bis sich eine Gelegenheit zu seiner Er-

lö-

lösung darbot: da die Priester jede verführerische Künste anwandten, sie zur Annahme der päbstlichen Religion zu bringen, und sie zu verleiten ihr Land zu verlassen.

Die Umstände, verbunden mit der Strapaze, halb nackend, und barfuß durch unwegsame Wildnisse, über holperigte Berge und tiefe Sümpfe zu wandern, bei Frost, Regen und Schnee; Tag und Nacht jedem Wetter, und im Sommer den giftigen Stichen unzähliger Insekten, wovon die Wälder wimmeln, ausgesetzt; die rastlose Unruhe des Gemüths, oder Rückblick auf vergangene Szenen des Vergnügens, die Erinnerung an entfernte Freunde, die Verbindungen, die man beim Anfange und bei der Fortdauer der Gefangenschaft erfährt, und die tägliche Furcht des Todes durch Hunger oder durch den wilden Feind; dies sind die Schrecken einer indianischen Gefangenschaft.

Auf der andern Seite muß man gestehen, daß man Beispiele von Gerechtigkeit, Großmuth und Zärtlichkeit während dieser

Krie=

Kriege aufzuweisen hat, welche einem gesitteten Volke Ehre gemacht hätten. Eine Wohlthat, die man einem Indianer erwiesen, wird so wenig vergessen, als eine Beleidigung; und mehreren Menschen ward das Leben wegen einer menschlichen Handlung geschenkt, die den Vorfahren derjenigen Indianer erwiesen war, in deren Hände sie fielen. „Sie trugen oft Kinder auf ihren Armen und Schultern, ernährten ihre Gefangenen mit ihrem besten Vorrath, und litten lieber selbst Mangel, ehe sie ihren Gefangenen leiden ließen." Wenn sie krank oder verwundet waren, verschafften sie ihnen die nöthigen Mittel zur Genesung, und dies können sie wegen ihrer Kenntniß der einfachen Mittel. Wenn sie das Leben und die Gesundheit ihrer Gefangenen erhalten, handeln sie ohne Zweifel einigermassen aus Interesse. Aber der merkwürdigste und vorzüglichste Umstand bei einer indianischen Gefangenschaft, ist ihr anständiges Betragen gegen die Weiber. Ich habe nie

ge=

gelesen, noch gehört, noch in Erfahrung, bringen können, daß irgend ein Frauenzimmer, das in ihre Hände gerieth, mit der geringsten Unbescheidenheit behandelt worden wäre; aber Zeugnisse vom Gegentheil giebt es sehr viele. Ob diese negative Tugend einer natürlichen Kälte des Temperaments zuzuschreiben sey, das mögen die Philosophen ausmachen. Die Sache selbst leidet keinen Zweifel. Und es war ein sehr glücklicher Umstand für unsre weibliche Gefangenen, daß sie mitten unter ihren Trübsalen keine Ursache hatten, ein Verbrechen zu fürchten, welches nur zu oft nicht allein den persönlichen, sondern auch den nazionalen Charakter derjenigen befleckt hat, die einen so großen Anspruch auf Sittlichkeit und Menschlichkeit machen.

Woltemade,

öffentliche Heldenthat eines holländischen Greisen.

Das ostindische Schiff, der junge Thomas, lag vollkommen reisefertig nach Batavia, an dem Vorgebirge der guten Hofnung. Alle Vornehme und Geringe waren lustig und aufgeräumt, und erinnerten sich mit Vergnügen an die treuherzige und freundschaftliche Bewirthung ihrer Landsleute, die sie nun verlassen sollten. Man lauerte mit Ungeduld auf jeden kleinen günstigen Wind, und auf den frohen Augenblick, wo sie sich eine gute Fahrt versprechen und absegeln könnten. Aber sie warteten umsonst. Den 30. May 1773 wars, als sich aus Nordwest ein Sturm erhob, der um Mastbaum und Geseile fürchterlich zu heulen begann, und der Schiffgesellschaft

nichts

nichts weniger als gleichgültig war. Das schwerbeladene Schiff wiegte sich nach allen Seiten, stieg in die Höhe, sank in die Tiefe, krachte — und siehe nun auf einmal alle Hände beschäftigt, hier — was zu verwahren, dort zu befestigen; dies — wegzuschaffen, jenes — herzustellen. Mit jedem Augenblicke nimmt Geschäftigkeit und Schrecken, Sturm und Gefahr überhand. Die Erfahrensten wissen keinen Rath mehr, die Beherztesten werden muthlos, und alle Hoffnung verschwindet aus aller Herzen und aller Antlitz. — Ein furchtbarer Tag! eine erschreckliche lange, lange Nacht, und wieder der entsetzlichste Tag! und immer Sturm! und jeden Augenblick neue Fluthen von Todesangst, neue Abgründe voll Entsetzen, und .... noch die zweyte grause, unbeschreibliche, unendliche Nacht! — auf die noch ein entsetzlicherer Tag folgte. — Es war der 1. Junius Morgens zwischen 6 und 7 Uhr! — Nun — alle — alle Ankerseile zerrissen: das Schiff von ungeheuern Wel-

len ergriffen — an den Strand geworfen, und — splitterte! Itzt riß ein Bret weg! dann wieder eins! Hier stürzte ein Balken, dort wieder ein ungeheures Stück! alles voll Wasser! alles mit Wellen bespritzt — jeden, jeden Augenblick in offnem unendlichen Abgrunde des gegenwärtigsten Todes! welch Rufen! Flehen! Verzweiflung in aller Mund! auf aller Gesichter! kein Versuch, kein Gedanke mehr von Rettung, von Herstellung! kein Rath mehr! keine Aussicht! alles Jammer und Wehegeheul, was sonst nur lachte! Gebet aller, was sonst nur fluchte! ohn alle Hofnung nach Hilfe flehen sie mit lautem übertäubendem Ruf ihre Landesleute in der Ferne um Beistand an. Aber diese, wie versteinert — was können sie? Ihr Herz blutet beim entsetzlichen Anblick: „Verloren alles! alles verloren!“ Eine Stimme, eine Empfindung bei allen! — Nur bei Einem nicht. Nur Woltemade ahndete noch Möglichkeit einiger Rettung; Woltemade, ein Milchbauer, ein Greis,

zwi-

zwischen sechzig und siebenzig, der nur fühlte sich Mann genug, auf einen Versuch zu denken, sich mit dieser unbeschreiblichen Gefahr in einen Kampf einzulassen! Tausend Gedanken, und Schwierigkeiten ohne Zahl drängten sich um ihn her — aber die Menschlichkeit schlug sich durch — er schwieg, staunte — ward blaß und glühend — schlug sich vor die Stirne, ließ eine Thräne fallen, stampft und rief zu den Umstehenden: „ Wollen wir Menschen Menschen nicht helfen? „ Müßig sehn, Menschen, Menschen vor „ uns zu Grunde gehen? Was hilft's, da „ stehn und jammern? Können wir nichts „ thun? Menschen! helft Menschen, oder „ ihr seyd Menschen nicht mehr! " — „ Wer wollte nicht, aber wer kann, was „ können wir " — riefen sie; „ Helfen „ können wir! " Er rief lauter, muthiger: „ wer will, kann! " wer will, kann — und flugs auf sein Pferd, und in die Wellen des Meeres hin, und fort. „ Was wollt ihr? Seyd ihr rasend! " rief man

ihm nach! „ Retten will ich! wer retten „ will, mir nach! mir nach!" — „ Wer will dem Rasenden nach?" — Ewiges Gekreisch' aller kleinen Seelen, und dieser — wer will dem Rasenden nach? — aber — wer will, kann, fühlte Woltemade! und arbeitet sich durch, durch überwälzende Wellen — wohl 300 Schritte weit, fort, bis er das halbzerscheiterte Schiff erreicht hatte. „ Muth! Muth! Muth! Muth!" rief er mit einer Stimme, die Sturm und Wellen überschrie, den Unglücklichen zu: „ Auf Gott „ vertraut! auf Gott vertraut! Laßt Unge„ duld euch nicht zu Grunde richten! Es ist „ noch Rettung übrig! Ich will thun, was „ ich kann! Euch nach einander herüber „ holen! Am Schwanze meines Pferdes „ haltet euch fest! Auf einmal zween! Nur „ mehr nicht! um Gottes Willen mehr „ nicht!" — Zween der entschlossensten oder der verzweiflendsten sprangen ins Wasser, ergriffen den Schwanz seines Pferdes, und Woltemade fort mit ihnen, fort durch

Sturm

Sturm und Wellen — zum Ufer hin — und — — glücklich am Ufer! — welch ein Anblick für die am Land! welch ein Stral der Hofnung für die Schiffbrüchlinge! welche Traumentzückung für die Geretteten! und welch ein Triumph für Woltemade — — was, Triumph? Wuth über die müßigen Bewunderer! Wuth über die Gränzen der Menschheit! Er hat noch nichts gethan! sieht nicht, was gerettet, sieht nur, was noch nicht gerettet ist. — Fort Woltemade wieder mit seinem Pferde zu den Verlaßnen zurück. „Wieder zween," rief er! „aber „um Gottes Willen nur zween!" und siehe nun, auch das zweyte Paar am Schwanze seines Pferdes hängend, durch die Fluthen, die jeden Augenblick alle zu verschlingen drohen — auch diese gerettet; — und nicht stille gestanden Woltemade! aus Gefahr in Gefahr zurück! Aus des Todes Rachen in des Todes Rachen! wer kann's erzählen, der's nicht sieht? wer erzählen, der's sieht — und hört? Hört und sieht den

Mann, das Pferd, die Wellen, den Sturm, die Dankſagungen der Geretteten; das Flehen der Hoffenden! das Stampfen der Verzweifelnden! das Erſtaunen, das Nachrufen der Zuſchauer am Lande! „Nicht weiter, Woltemade! zurück! zurück!“ — aber nicht müde Woltemade! wieder hin! wieder her — und ſo gerettet das dritte Paar! — welch ein Verſtummen um ihn! welch ein Zudringen! und all ein Aug auf ihn! all ein Aug voll Thränen! die ſah er nicht! „Er da wieder!“ das hört er nicht! hört nur das Rufen der Geſtrandeten! und fort wieder er! ſtärker als alle! leichter als ja! — und unter immer lauterm Zujauchzen — — — bringt er das vierte Paar! ſtellt ſie, ſetzt ſie auf die Erde! und wieder aufs Pferd — wieder hin — wieder her, und auch mit dem fünften Paar da! da, und wieder weg! und wieder in die Fluthen — um das ſechſte zu holen! — „Allmächtiger Gott! Iſts ein Menſch; Iſts „ein Engel“ — ruft einer dem andern zu!

zu! „ Ists ein Engel Gottes; " so wahr Gott lebt — er kömmt zurück mit dem sechsten Paar! — — und eh man sichs versieht — da alles staunt, und ruft, ihn halten will, ihn todt glaubt vor Arbeit und Müde! Sieh' ihn schon wieder in den Fluthen — schon wieder beim Schiffe! und wieder mit zween zurück. — Wer kann sich vorstellen den von Wasser triefenden und schwerathmenden Retter unter vierzehn geretteten — Anbetern, unter dem Haufen erstaunter Zuschauer — aber was anbeten? was erstaunen? „ Retten! retten! Gott, wie „ viel ist noch zu retten übrig! " — Woltemades einziger Gedank' und reißt sich los— wieder dem Wasser zu; „ um Gottes willen, „ riefen alle, wie einer, um Gottes willen, „ itzt nicht mehr! genug! genug! Ihr sinkt „ ja, das Pferd sinkt! Erflehen laßt euch! „ erflehen! um Gottes willen, nicht mehr! " Woltemade, blaß von seiner Heldenarbeit, zitternd vor Müdigkeit, blaß und zitternd von Sehnsucht nach neuer dringender Ret-

tung, stand einen Augenblick still: „Gros-
„ ser Gott! rief er, du hast mich siebenmal
„ geführt und gerettet! Ich bete dich an!
„ hilf mir auch noch das achtemal! und ich
„ will dich ewig anbeten! Noch zwey Le-
„ ben schenke mir! auch des Schiffkapitains
„ noch! ach dieses noch! dieses! " —
rief's und wollt ins Wasser zurück, aber
— konnte nicht — alles stand um ihn,
hielt ihn, riß ihn zurück: „ Um Gottes
„ willen nicht! Ihr könnts nicht mehr! Es
„ ist nicht zuzusehen! wir lassen euch nicht —
„ bei unserer Seelen, wir lassen euch nicht!
„ — Und lassen müßt ihr mich, so wahr
„ Gott lebt, rief er, mit Heftigkeit und
„ Muth — Ich habe die Elenden gesehen!
„ Ich habe das Geschrey ihrer Verzweif-
„ lung gehört — Ihr habts nicht gesehen!
„ habts nicht gehört! wie könntet ihr so
„ reden! — Ich geh in Gottes Namen,
„ ich gehe! noch diesmal! ich geh und nun
„ kein Wort mehr! was? der Schiffkapi-
„ tain, der sollte zu Grunde gehn? Ich

„ nicht

„ nicht den noch retten? Gott! wie er den
„ Verlaßnen Muth einsprach! — Er sie —
„ diese 14 alle, vor sich her ließ! wie eine
„ Mutter ihre Kinder! zurück blieb! Er!
„ hättet ihr den gesehn! den gehört, — zu
„ Fuß eiltet ihr zu ihm hin! auf euren
„ Händen trügt ihr ihn aus der Gefahr
„ heraus, statt mich abzuhalten! Laßt mich!
„ Laßt mich! " Rief's — riß sich los —
welch ein Anblick für Menschen, Engel und
Gott! stürzt sich zum achtenmal ins Getöse
der Wellen, arbeitet sich wieder zu dem
Schiffe hin, und ruft, wie zuvor, aber
ruft umsonst — drey sprungen ins Wasser,
zwey ergreifen den Schwanz, einer den Zü-
gel des müden Pferdes, und zieht Kopf und
Hals mit sich unters Wasser. Es will em-
por streben, das Pferd des Helden, Athem
suchen, kanns nicht. Je bänger das Pferd
empor arbeitet, desto bänger sucht sich der
Unglückliche, der sich ihm angehängt, von
den Wellen hin und her geschleudert, an ihn
fest zu halten. — Woltemade — immer

noch

noch gegenwärtigen Geistes, bemüht sich, seinem armen Pferde zu helfen, aber bemüht sich umsonst. Tiefe von unten, überschlagende Wellen von oben, Müdigkeit und Athemlosigkeit des Pferdes — Gewicht der Anhängenden — mit alle dem kämpft der Held, kämpft und erliegt, sinkt — und mit ihm versinkt, und erliegt jeder Funke von Hofnung ... Woltemade! Gerechter Gott im Himmel! — Man vergißt des krachenden Schiffs, des Geheuls der Verzweifelnden am Strand; Sieht nur Woltemade! Ruft nur: Woltemade! Nie fühlte sich die Menschheit wüthiger und lebendiger! „Ach daß wir nicht giengen! „ knirschten sie mit den Zähnen, wir nicht „ folgten! Er allein, allein, allein gieng! „ Woltemade! o könnten wir für dich sterben! Woltemade! Verstummen! dann „ Thränen! dann stampfende Wuth! alles wechselt schnell, dann wieder Woltemade!" Mir bricht das Herz, gerechter Gott! verglieb' Menschen im Dranggefühle der Menschheit,

Heit, (das Beste, was du ihnen gabst,) gerechter Gott! vergieb mirs, ich wüthe, daß ich nur erzählen, und so nicht handeln, so nicht retten kann! gerechter Gott! vergiebs mir! warum keinen Engel vom Himmel! zur Rettung des Engels auf Erden! Siebenmal Rettung? das achtemal Untergang! gerechter Gott! mußt er sterben, daß er sich seiner Menschheit nicht überhübe! sterben auf der höchsten, höchsten Stufe, zu welcher Glaube und Liebe erheben kann? Nun . . . meine Seele sterbe des Todes dieses Helden, und mein Ende sey wie sein Ende! —

Sal. Theoph. de Meza, von dem Nutzen des Mohnsaftes als ein Verhütungsmittel der Lungensucht.

Unter allen chronischen Krankheiten kömmt wohl keine häufiger als die unheilbare Lungensucht vor, so, daß ohne Zweifel ein sehr großer Theil des menschlichen Geschlechts dadurch hingerissen wird, davon die meisten Personen sich noch leider über dieses in der Blühte ihrer Jahre befinden. Sie befällt öfters die schönsten und insbesondere diejenigen Personen, die einen sehr zärtlichen Körper haben, daher sie bei Frauenzimmern häufiger als bei Mannspersonen ist, ohnerachtet auch hiezu der Gebrauch der Schnürleiber bei den erstern allerdings vieles beizutragen scheint.

Jedermann weiß, daß viele der gröfsesten Aerzte sich vergeblich bemühet haben, ein Mittel gegen diese Krankheit zu erfinden, und ob man zwar in ihren Schriften

vielerley dazu vorgeschlagen findet, so ist es doch nur dabei zu beklagen, daß alle diese Methoden gemeiniglich am Ende vergeblich angewendet werden.

Unter die Mittel, deren man sich bei der Heilung der Lungensucht zu bedienen pfleget, gehört auch der Mohnsaft, den man aber nur immer als ein Palliativmittel zur Linderung des Hustens, zur Verminderung des kolliquativischen Durchfalls, zur Entfernung der Schlaflosigkeit und mit einem Worte dazu gebrauchet, daß der arme Schwindsüchtige diese Welt leichter und mit einer geringern Beschwerde verlässet, als wohl außerdem geschehen seyn würde. Blos Ludovici empfiehlet denselben in den Miscellaneis Naturæ Curiosorum (An. IV. V. Obs. 207.) als ein Verwahrungsmittel gegen die Lungensucht und versichert, daß er vermittelst des fortgesetzten Gebrauchs desselben das Blutspeyen bei vielen dazu geneigten zärtlichen Personen verhütet hätte.

Eine Erfahrung von zwanzig und mehrern Jahren hat auch mir gezeigt, daß man zu der Verhütung der Lungensucht kein sicherers und gewisseres Mittel habe als den Mohnsaft, wenn man sich desselben nur auf eine gehörige Weise bedienet, und ich trage daher kein Bedenken, denselbigen als ein solches andern Aerzten zu ihren Versuchen zu empfehlen. Ich bin überzeugt, daß es ihnen in künftigen Zeiten zu einem sehr großen Vergnügen gereichen wird, wenn sie sehen, daß sie durch ihn viele Personen erhalten haben, die außerdem die Lungensucht schon längst hingeraffet haben würde.

Das ganze Geheimniß bestehet darinnen, daß man die Entstehung dieser Krankheit und das Blutspeyen verhütet, welches meistens über kurz oder lang den Tod des Pazienten verursacht. Doch läugne ich nicht, daß es auch gewisse Kranke giebt, die ohne allen weitern übeln Erfolg und Schaden der Gesundheit viele Jahre hintereinander Blut auswerfen. Doch geschiehet dieses nie bei

sol=

solchen Personen, die einen schwächlichen Körper und schwache Gefäße haben. Wenn aber jemand schon einen Ansatz zur Lungensucht hat und bereits Blut auswirft, so kann durch den Gebrauch des Opiums das Blutspeyen allerdings vermehret werden, ohnerachtet viele Aerzte, gegen den Rath des Herrn Tralles, dasselbe auch wirklich zu Stillung des Blutspeyens zu verordnen pflegen.

Ich bediene mich aber bei dergleichen Personen, welche ich zeitig genug, d. i. ehe sich noch ein wirkliches Blutspeyen einstellt, in die Kur bekomme, folgender Methode. Wenn ein junger Mensch oder ein junges Frauenzimmer vier Wochen lang einen heftigen, trocknen Husten hat, der von einer Schärfe entstehet, die sich auf die Luftröhre und Kehle wirft, so lasse ich bei solchem eine Ader öffnen und gebe ihm ein gelindes Purgiermittel, verordne aber dabei eine temperirte Diät und Pillen aus der Massa Pillularum de Cynoglosso, oder

ein anderes Opiat. Ich richte solches so ein, daß jede Dosis einen halben Gran Opium enthält, und lasse dieses täglich zweymal nehmen und damit so lange unausgesetzt fortfahren, bis der Husten gänzlich aufhöret, wobei ich aber doch nach Beschaffenheit der Umstände entweder die Dosin des Mohnsaftes vermindern, oder das Mittel nur einmal und zwar des Abends beim Schlafengehen nehmen lasse.

Ich habe niemals gesehen, daß dieser so lange Zeit fortgesetzte Gebrauch des Opiums irgend einen andern Schaden verursachte, als daß es nur manchmal den Leib verstopft, daher ich dergleichen Personen bisweilen gelinde Laxiermittel mit darzwischen zu verordnen pflege. Es giebt aber auch Fälle, wo der Gebrauch des Mohnsaftes wirklich den sonst verstopften Stuhlgang befördert, und zwar geschiehet dieses hauptsächlich bei Personen, die überhaupt zu Krämpfen geneigt sind.

Es ereignet sich sehr oft, daß der auf diese Weise vertriebene Husten nachher niemals wieder kömmt, und daß dergleichen Personen, wenn sie nur sonst eine gute Diät halten, nie in ihrem Leben wieder davon befallen werden. Und hiedurch wird auch bei ihnen die Entstehung der Lungensucht gänzlich verhütet, von welcher sonst ein so heftiger und von einer Schärfe entstandener und lange Zeit anhaltender Husten, wie die Erfahrung zeiget, sehr oft ein Vorbote zu seyn pfleget.

Gemeiniglich aber kömmt doch bei Personen, die wegen des Baues ihres Körpers überhaupt zu der Schwindsucht schon geneigt sind, oder deren Aeltern diese Krankheit gehabt haben, dieser Husten bei Hauptveränderungen der Luft, vornehmlich im Frühjahre oder Herbst wieder. Diesen rathe ich nun eben dieses Verfahren wieder an, es muß aber auch alsdann allemal vor dem Gebrauch des Mohnsaftes ein Aderlaß vorhergehen, weil, wie die Erfahrung leh-

ret, derselbe durchgehends die Bewegung des Blutes verstärkt und die Gefäße allzusehr ausdehnet. Und dieses ist die Ursache, warum eben derselbe bei Leuten, die schon wirklich Blut auswerfen, eine schädliche Wirkung zeiget. Wenn aber Personen, die noch kein Blut speyen, bei jedem neuen Anfall von einem Husten sogleich zu den Opiaten schreiten, so verliert sich derselbe gemeiniglich nach acht oder vierzehn Tagen wieder, und es sind die Fälle nur selten, wo man mit dem Gebrauch derselben länger fortfahren muß.

Ich habe sehr viele Patienten gehabt, bei denen ich, wie ich glaube, auf diese Weise die ihnen drohende Schwindsucht verhütet habe, und ich halte dafür, daß dieses bei nicht wenigen auch ins künftige noch geschehen wird, wenn sie nur mit dem Gebrauch des Opiums länger fortfahren wollen. Ich bitte aber meine Leser mich ja so zu verstehen, daß ich hier allemal blos von dem ersten Ansatz zur Schwindsucht rede,

wo

wo noch weder Blut noch Eiter weggehustet wird. Denn diejenigen, bei denen dieses geschieht, oder die schon eine gewisse Engbrüstigkeit empfinden, oder bei denen gar ein hektisches Fieber bereits vorhanden ist, müssen sich des Mohnsaftes gänzlich enthalten. — Ich verlange auch nur solche Kranke, die den Rath des Aerztes befolgen und im übrigen alle vorgeschriebenen Regeln der Diät genau beobachten.

Es würde sowohl überflüßig als auch unmöglich seyn alle Fälle dieser Art anzuführen, die mir in meiner vier und zwanzigjährigen Praxis vorgekommen sind. Ich will mich daher begnügen, mein eigenes Beispiel hier zu erzählen, welches mir zu dieser ganzen Methode Gelegenheit gegeben hat.

Ich bin von einer schwindsüchtigen Mutter gebohren, habe einen schwächlichen Körper, langen Hals und eingedrückte Brust, und war in meiner Jugend mit Scropheln und Verhärtung der Gekrößdrüsen beschwe-

ret. Ich war von Jugend auf gewohnt, Wasser zu trinken, da ich aber in meinem vier und zwanzigsten Jahre nach Hamburg kam, ließ ich mich bereden, statt mich des bloßen Wassers noch ferner zu bedienen, zu demselben etwas Wein hinzu zu setzen.

Ich hatte aber dieses kaum zehn Tage lang gethan, als ich einsmals da ich des Morgens erwachte, mein Bett und Bettzeug voller Blut fand. Ich vermuthete gleich, daß ich diese Nacht Nasenbluten gehabt hätte, welches mir schon einmal in meinem Vaterlande als ein Kind wiederfahren war, und auch als ein Kennzeichen der mir drohenden Schwindsucht anzusehen ist, daher ich mich denn entschloß, in Zukunft des Weins mich gänzlich zu entschlagen. Ich ließ mir sogleich ohngefähr zehn Unzen Blut aus dem Arm abzapfen, welches ich nachher jährlich, nachdem mein Blut in stärkerer oder geringerer Wallung ist und ich mich mehr oder weniger erhitzt fühle, ein bis zweymal wiederholen lassen.

Nach Verlauf einiger Zeit verspürte ich in dem vordern Theil der Brust einen beschwerlichen Schmerz, der einen kützeln= den und mich sehr beunruhigenden Husten erregte. Ich nahm um solchen zu vertrei= ben, meine Zuflucht zu Pillen, die etwas Mohnsaft enthielten, und bediente mich der= selben allemal des Abends beim Schlafenge= hen, und fand, daß ich bei deren Gebrauch nun gut schlief, und mich auch den Tag über zimlich wohl befand. Unterdessen kam doch aber allemal des Abends das Kützeln im Halse und der Husten wieder, so daß ich mit dem Gebrauch derselben ganzer drey Monate fortfahren mußte, und ich sahe mich, wenn ich sie aus Versehen oder mit Vorsatz einmal des Abends nicht nahm, durch den Husten genöthigt des Nachts auf= zustehen und meine Zuflucht wieder zu mei= nen Pillen zu nehmen.

Auf diese Weise habe ich nun schon mit göttlicher Hilfe ganzer vier und zwan= zig Jahr bei mir die Entstehung der mir

bereits drohenden Schwindsucht verhütet, ohnerachtet ich alle Jahre im Frühling und Herbst, ein bis zweymal, den Husten bald längere bald kürzere Zeit gehabt habe. Ich bediente mich aber allemal sodann meiner Pillen gemeiniglich vierzehn Tage lang, und bin überzeugt, daß wenn ich den Gebrauch derselben vernachläßiget hätte, ich schon längst an der Schwindsucht verstorben seyn würde.

Einige hiesige Aerzte und Wundärzte, denen ich diese Methode mitgetheilet habe, sind der Meinung gewesen, daß das Opium die Lungen schwächte. Ich läugne dieses nicht gänzlich, pflege aber, um dieses zu verhüten, bei dem Gebrauch des Mohnsaftes, auch mit unter einige Doses von der Fieberrinde zu verordnen.

Abhandlung des Augustin Haase über die Wirkungen des Freysaamenkrauts oder die Ackerviole, (viola tricolor) bei uns zu Lande Stiefmütterchen genannt.

Man findet dieses allgemein bekannte Kraut, deren Stengel dreyseitig und weitschweifig, deren Blätter länglicht und eingeschnitten, und deren Blatt-Ansätze in Querstücke getheilt sind: in ganz Europa als Unkraut an gebauten Stellen, wo es vom März bis in den Brachmonat blüht: sein Stengel liegt auf der Erde, und theilt sich in viele Aeste: seine Blätter sind Eyrund, und nach ihrem Stiele zu ausgeschnitten: seine Blumen sind sehr klein, haben keinen Geruch und sitzen auf langen Stielen, ihre Krone ist etwas grösser als der Kelch: gemeiniglich sind die vier obern Blättchen weißlicht, das untere gelb, und haben eine blaue Schattirung.

Schon die ältern Aerzte schreiben dieser Pflanze große Kräfte in den Hautkrankheiten zu: wie man aus dem Matthioli und andern ähnlichen Schriftstellern sehen kann. Raius legt ihr auch noch schweißtreibende und wundheilende Kräfte bei; empfiehlt sie bei Kolikschmerzen und den Zuckungen der Kinder, Entzündungen der Lunge, Engbrüstigkeit, Verstopfungen der Gebährmutter und der venerischen Krankheit. Die mit diesem Kraut gemachte Versuche sind folgende:

Ein junges Frauenzimmer von einer blutreichen Leibesbeschaffenheit bekam nach dem zehnten Jahr heftige Zahnschmerzen, und von Zeit zu Zeit Anfälle von einem Herzklopfen, Aengstlichkeit und Ohnmachten, wogegen mancherley Mittel gegeben, auch einigemal eine Ader geöffnet wurde. Endlich brach am ganzen Leibe ein heftiger Ausschlag, und Flechten hervor, und das Gesicht, welches zuvor roth war, wurde nunmehr blaß, dabei aber ließen alle oben

er=

erzählte Zufälle etwas nach. Alle gegen diesen Ausschlag gebrauchten blutreinigenden, abführenden u. s. w. Arzneyen, das Schröpfen u. s. w. wurden vergeblich einige Jahre angewendet. Endlich verminderte sich doch bei dem Gebrauch der antiscorbutischen Kräutersäfte mit Molken der Ausschlag, es kamen aber dagegen die Zahnschmerzen u. s. w. wieder, und nach einem halben Jahr brach auch der Ausschlag wieder aus. Ob sich nun gleich die Zahn- und Kopfschmerzen durch den Gebrauch eines blutreinigenden Dekokts wieder verlohren, so blieben doch die Flechten noch zurück. Man gab daher der Pazientin eine Salbe aus dem in Scheidewasser aufgelösten Queckſilber und Schweinfett, wodurch die Flechten in kurzer Zeit verschwanden, allein es erschienen auch bald die vorigen Zufälle wieder, die mit einem heftigen Schmerz verknüpft waren. Hiezu kam, daß die monatliche Reinigung nur sehr unordentlich abgieng, und nicht mehr die gehörige Farbe

zeig-

zeigte, daher man der Kranken Pillen aus dem Mutterharz, Eisenfeile und bittern Extrakten gab, nach welchen es zwar mit der monatlichen Reinigung besser gieng, die Schmerzen sich aber doch nicht verminderten, auch der Ausschlag nicht wieder zum Vorschein kam. Dieses bewog unsern Verfasser, der die Kranke als Arzt besorgte, sich der Blasenpflaster und Blutigel zu bedienen, nach welchen Mitteln sich endlich der Ausschlag wieder zeigte, und über den ganzen Körper ausbreitete, auch die Schmerzen ganz verschwanden. Nunmehr nahm unser Verfasser zu dem Freysaamenkraut seine Zuflucht, ließ von selbigem eine Hand voll in einer Kanne Wasser kochen, und dieses der Pazientin täglich trinken. Es wurde hiedurch der weitere Fortgang der Geschwüre verhindert, und die Zufälle verlohren sich gänzlich. Aeußerlich wurden die Flechten auch mit dem Dekokt der Pflanze gewaschen, wodurch sie zwar entblöset, jedoch nicht zurückgetrieben wurden, sondern

viel=

vielmehr roth aussahen. Nachdem die Pazientin sich ganzer vier Monate lang des Dekoktes des Freysaamenkrauts bedient hatte, gebrauchte man endlich eine Salbe aus Schweinfett, einigen Granen korrosivischen Queckſilber, und ein paar Tropfen Ceder- und Würznelkenöl, wornach der Ausschlag völlig verschwand, und die Kranke gänzlich wieder hergestellet wurde.

Ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren wurde viel Jahre lang mit Blutschwären geplagt, wobei er noch einen zimlich starken Ausschlag im Gesichte sonderlich an der Stirne hatte. Nachdem unser Verfasser vielerley blutreinigende Mittel fruchtlos, ja selbst die Auflösung des korrosivischen Sublimats, die dem Pazienten heftige Brustschmerzen machte, gebraucht hatte, verschrieb er ihm ein Dekokt aus drey Händen voll von dem Freysaamenkraut, einem Quentchen Fenchelsaamen und einem halben Quentchen Coriandersaamen, und ließ täglich von dem dritten Theil davon ei-

nen Aufguß mit einem Nöselwasser bereiten, und solchen statt des Thees trinken. Nach einigen Monaten vergieng der Ausschlag völlig: da aber der Pazient das Mittel wieder aussetzte, und auch nicht die gehörige Diät beobachtete, so zeigten sich wieder einige Pusteln, die aber bei einem bessern Verhalten und dem wieder angefangenen Gebrauch des Mittels gänzlich vergiengen. Bei diesem Pazienten verursachte dieses Mittel im Anfang täglich zwey bis drey gelinde Oeffnungen, und der Stuhlgang blieb die ganze Zeit über flüssig.

Ein Mägdchen von achtzehn Jahren, die von Zuckungen, welche ihr der Bandwurm verursachte, vor einiger Zeit befreyt worden war, bekam eine heftige Krätze, die mit kleinen Hautgeschwüren verknüpft war. Sie sahe dabei im Gesichte aufgedunsen und blaß aus, und der Unterleib war ihr so sehr aufgeschwollen, daß sie schwanger zu seyn schien. Unser Verfasser verschrieb ihr sechs Hände voll von dem Freysaamenkraut,

mit

mit zwey Quentchen von Sassafrasholz, und ließ ihr hievon täglich eine Hand voll in einer Kanne Wasser kochen, und dieses zum ordentlichen Getränke trinken. Um die Kräfte des Freysaamenkrauts recht zu prüfen, gab er der Pazientin nicht einmal weder zum Anfange der Kur noch während derselben ein Purgiermittel. Es zeigte auch die Erfahrung, daß der Gebrauch der abführenden Mittel hiebei ganz überflüssig ist, weil das Kraut schon täglich zweymal die Kranke abführt. Da bei der Pazientin die Hände hauptsächlich litten, so mußte dieselbe solche täglich einigemal mit einer schwachen Abkochung der Pflanze waschen. Es hatte auch diese Kurart einen so glücklichen Erfolg, daß die Pazientin in drey Wochen völlig wieder hergestellet wurde.

Ein dreyjähriger Knabe, der einen dicken Leib und einen bösen Kopf hatte, und bei dem noch über dieses die lymphatischen Drüsen am Halse aufgeschwollen waren, brauchte die aus einer Hand voll von dem

besagten Kraute und einem Nöselwasser verfertigte Abkochung täglich statt des gewöhnlichen Getränkes. Nachdem er sich dieses Mittels vier Wochen lang bedienet hatte, so war er völlig wieder hergestellt. Der kleine Kranke hatte während des Gebrauchs täglich zweymal Stuhlgang, und sein Urin hatte einen gärstigen Geruch, der dem Geruch von Katzenurin ähnlich war. Bald darauf bekam derselbe die Blattern auf eine sehr heftige Art, die mit einem starken Durchfall verknüpft waren. Er überstand sie aber glücklich. Bei dem Abtrocknen der Blattern ließ man ihm das Dekokt des Freysaamenkrauts abermals trinken, welches ihm auch sehr gut bekam, so, daß nicht die geringste Beschwerde nach den Blattern bei ihm übrig blieb.

Ein Knabe von dritthalb Jahren, der bereits alle Zähne hatte, bekam einen so heftigen Husten, daß er ihn zu ersticken drohete. Nachdem man ihm ein gelindes Purgiermittel gegeben, und hierauf ein Arzney-

neymittel aus dem Syrup von Gummi Ammoniacum, Meerzwiebelsaft und niedergeschlagenen Spießglasschwefel verordnet hatte, fieng der Pazient an im Gesichte zu schwellen, und es bekam derselbe einen gartigen Ausschlag und Ansprung an diesem Theile, womit eine Entzündung des einen Auges verknüpft war. Die Zunge war unrein, und schwoll zu gleicher Zeit etwas auf, so, daß der Pazient keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Nachdem man dem Kranken ein abführendes Mittel gegeben hatte, so verordnete man ihm das Dekokt des Freysaamenkrauts, welches ihm auch bald Erleichterung verschaffte, ja der schlimme Husten verlohr sich in kurzer Zeit. Allein nach vierzehn Tagen bekam der Pazient auf einmal, ohne Zweifel aus Fehlern in der Diät, und weil er sich der Sonnenhitze ausgesetzt hatte, wieder auf das Neue eine heftige Geschwulst und Entzündung im Gesichte und rechtem Auge. Ein abermaliges Purgiermittel, zu dem etwas Salpeter gesetzt wur-

de, und der Gebrauch der Blutigel verminderte die Augenentzündung, und da man das Dekokt des Freysaamenkrauts stark trinken ließ, so brach wieder der Ansprung aus. Man fuhr noch einige Zeit mit dem Gebrauch des Dekokts fort, und gab endlich, da dasselbe dem Pazienten zum Eckel werden wollte, statt dessen die Auflösung von zwey Quentchen des Extrakts, das in vier Unzen des destillirten Wassers des nämlichen Krautes aufgelöset war, und wozu man noch etwas Honig gesetzt hatte. Es wurde auch der kleine Kranke dadurch völlig wieder hergestellt.

Eine Frau von vier und dreyßig Jahren, die von einer kachektischen Leibesbeschaffenheit war, und deren Vater heftige arthritische Beschwerden gehabt hatte, bekam durch ein heftiges Aergerniß die Gicht, gegen die sie ganzer fünfzehn Tage lang nichts brauchte, weil sie immer hofte, daß die Krankheit von selbst vergehen würde. Endlich nahm sie, nachdem sie allerley Haus-

mit-

mittel ohne Nutzen gebraucht hatte, zu dem Verfasser ihre Zuflucht. Es waren damals die Gelenke sehr geschwollen. Die Kranke war sehr ausgezehrt, schwach und blaß: der Puls geschwind und hart, die Zunge unrein, nnd die Geschwülste an den Gelenken blaß und sehr schmerzhaft. Der Leib war schon drey Tage lang verstopft, der Appetit mangelte gänzlich, und die Pazientin wurde durch die heftigen Schmerzen gänzlich am Schlaf verhindert. Der Verfasser gab der Kranken ein Pulver aus der Weinsteinsäure, Salpeter und Milchzucker, und ließ ihr dabei die Abkochung von dem Freysaamenkraut, zu dem noch etwas Fenchelsaamen gesetzt wurde, trinken. Durch diese Mittel wurden die Schmerzen sehr vermindert. Man laxierte die Kranke hierauf einmal, und ließ ihr, weil der Puls noch hart blieb, auch eine Ader öffnen, worauf sich der Schmerz gänzlich verlohr, so daß die Pazientin wieder aufstand. Man setzte hierauf das Pulver aus, und ließ der Kranken

blos das Dekokt von dem Freysaamenkraut brauchen, wodurch denn auch dieselbe binnen vierzehn Tagen völlig wiederhergestellet wurde.

Eine verheurathete Frau, die ohnerachtet sie acht und sechzig Jahr alt war, doch noch die monatliche Reinigung hatte, wurde mit Gichtschmerzen befallen, mit denen noch eine Krätze verknüpft war. Die Zunge war unrein, da der Verfasser zu ihr kam, und dieses bewog ihn, die Kranke mit der Weinsteinsäure und Jalappe abzuführen. Da aber der Schmerz noch immer sehr heftig blieb, und der Puls etwas hart war, so öffnete man ihr eine Ader und ließ ihr gleich darauf das Dekokt von dem Freysaamenkraut zu trinken anfangen. Dieses hatte die Wirkung, daß sie die folgende Nacht schon besser schlief, und stark schwitzte. Nach fünf Tagen bekam sie die monatliche Reinigung, und die Schmerzen und Krätze fiengen an sich zu verlieren. Auch kamen die Kräfte nach und nach wieder, und die

Pazientin war binnen achtzehn Tagen völlig wieder hergestellt.

Eine Frau von fünf und vierzig Jahren, die von einer magern Leibesbeschaffenheit, und einen periodischen weißen Fluß hatte, bekam nach einem Aergerniß heftige rhevmatische Schmerzen in den Armen und Beinen, sonderlich auf der rechten Seite. Die ersten Wege waren bei ihr voller Unreinigkeiten, wie es die Beschaffenheit der Zunge deutlich anzeigte. Der Puls war geschwind, hart und zusammengezogen. Nachdem man Digestive, ein abführendes Mittel und eine Aderlaß vorausgeschickt hatte, so fieng die Kranke den Gebrauch der Abkochung vom Freysaamenkraut an, zu der man noch den Honig setzte. Sie hatte dieses Mittel nur vierzehn Tage gebraucht, so war sie sowohl von den arthritischen Schmerzen als dem weißen Fluß, den sie so lange Zeit gehabt hatte, gänzlich befreyt. Das Freysaamenkraut machte dieser Pazientin ein gelindes Laxieren, und der Urin

hatte bei dem Gebrauch dieses Mittels einen sehr übeln Geruch.

Ein altes Weib von sechs und siebenzig Jahren war mit einer krampfigten Engbrüstigkeit, bei welcher der Hals auftrat, und rhevmatischen Schmerzen befallen, die hauptsächlich die rechte Seite einnahmen. Nachdem man viel auflösende seifenartige Mittel gebraucht hatte, so wurde zwar die Engbrüstigkeit sehr erleichtert, allein die rhevmatischen Schmerzen dauerten noch immer mit der vorigen Heftigkeit fort. Man gab ihr also, nachdem man ein abführendes Mittel vorausgeschickt hatte, das Dekokt des Freysaamenkrauts in einer solchen Dosis, daß sie täglich zwey Hände voll von der Pflanze verbrauchte. Es hatte auch dieses die gute Wirkung, daß die Schmerzen sich sehr verminderten, so daß die Kranke nun wieder ausgehen konnte.

Ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren, war mit einem Tripper und einem venerischen Ausschlag im Gesichte be-

fal-

fallen. Man gab ihm täglich zwey Unzen von dem mit dem Zusatz von etwas Wasser ausgepreßten Saft des Freysaamenkrauts, ließ ihm dabei die Abkochung dieser Pflanze trinken, und verordnete ihm auch die gehörige Diät. Nach vierzehn Tagen hatte sich nicht nur der Ausschlag im Gesichte, sondern auch der Tripper gänzlich verlohren, und der Pazient erlangte seine völlige Gesundheit wieder.

Eine verheyrathete Frau von vierzig Jahren, die nie ein Kind gebohren hatte, bekam von Zeit zu Zeit einen weißen Fluß, und endlich auch einen Ausschlag im Gesichte, der ihr ein heftiges Zucken verursachte. Sie nahm, nachdem man ihr ein abführendes Mittel gegeben hatte, von dem mit etwas Wasser ausgepreßten Saft des Freysaamenkrauts, täglich zwey Unzen des Morgens, und machte sich nach dem Gebrauch allemal mit Gehen eine Bewegung. Nach drey Wochen fieng der Ausschlag an zu verschwinden, und vergieng endlich völlig.

Eine junge Frauensperson von siebzehn Jahren bekam einen Ausschlag im Gesichte, und auch hin und wieder Flechten. Sie gebrauchte die Abkochung des Freysaamenkrauts, hielt aber doch gar keine Diät. Demohnerachtet wurde sie von dem Ausschlag befreyt, daher sie denn das Mittel aussetzte. — Allein nach einigen Monaten kam der Ausschlag wieder, da sie aber das Dekokt von dem oftbesagten Kraute wieder drey Wochen lang trank, so vergieng der Ausschlag völlig, und sie genoß nachher immer einer guten Gesundheit.

Ein Mädchen bekam, nachdem sie im achten Monate ihres Alters schlimme Blattern glücklich überstanden hatte, viel Blutschwäre und einen Ausschlag und Ansprung im Gesichte, der ein halbes Jahr anhielt. Man verordnete sowohl der Mutter, die dieses Kind noch säugte, als dem Kinde selbst, vielerley Mittel, allein es schaffte alles nur eine sehr geringe Erleichterung. Endlich ließ man dem Kinde täglich die Abko-

chung von einem halben Quentchen des Frey-
saamenkrauts mit Milch trinken, und fuhr
damit vier Monate lang fort. Während
dieser Zeit wurde auch dem Kinde zweymal
ein Brechmittel von der Ipecacuanha gege-
ben. Hierauf fiel der Ausschlag, dessen
Borken das Gesicht ganz bedeckt hatten,
nach und nach ab: es kam auch kein neuer
wieder heraus, und das Kind wurde völlig
wieder hergestellt.

Ein Mädchen von dritthalb Jahren
bekam einen häßlichen Ansprung im Gesich-
te. — Nachdem sie die Abkochung von ei-
ner Hand voll des Freysaamenkrauts in
Milch acht Tage lang früh und Abends ge-
trunken hatte, so fiengen die Borken an
abzufallen. Binnen vierzehn Tagen war der
Ausschlag ganz weg, und in drey Wochen
die kleine Kranke völlig wieder hergestellt.

Ein Kind von sieben Monaten, das
noch an der Brust lag und gut genährt war,
bekam bei dem Zahnen zwey Tage lang einen
Durchfall. Am dritten Tage verlohr sich

derselbe, allein das Kind bekam heftige Zuckungen, die endlich in wahre epileptische Anfälle ausarteten. Der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung ließ der Mutter die Abkochung des Freysaamenkrauts in Milch statt des gewöhnlichen Getränkes trinken, für das Kind aber ein Quentchen von dem wässerichten Extrakt dieses Krautes in einer Unze des destillirten Wassers der nämlichen Pflanze auflösen, wozu man noch zwey Quentchen von dem Syrup der Manna setzte. Hievon wurden dem Kinde alle Stunden zwey kleine Kaffeelöffel voll gegeben. Man hatte dieses Mittel kaum einigemale gebraucht, als schon die Zuckungen viel gelinder wurden, die sich auch nach einigen Stunden gänzlich verlohren. Bis dahin hatte das Kind noch keine Ausleerungen durch den Stuhlgang gehabt, allein des Nachmittags bekam es einigemal Oefnung. Ein Klystier, auf welches der Verfasser schon des Morgens gedrungen hatte, war nicht gegeben worden, weil man das Kind für zu

schwach hielt, und glaubte daß es schon im Sterben wäre, daher denn dasselbe durch das bloße Freysaamenkraut hergestellet worden war. Gegen Abend brach ein kleiner frieselartiger Ausschlag, hauptsächlich auf der Stirne heraus, und der kleine Kranke wurde völlig wieder hergestellt.

Ein Knabe bekam einige Tage nach seiner Geburt eine Art von Frieselausschlag, der sich nach einigen Wochen in einen wirklichen Ansprung verwandelte. Nachdem derselbe vier Monate lang gedauert hatte, trat er auf einmal zurück, und es entstand eine Entzündung des Schlundes und Anfälle, die den Steckfluß droheten. Der herbeigerufene Arzt ließ gleich die mit Milch bereitete Abkochung des oftgenannten Krautes milchwarm trinken. Dieses hatte auch die gute Wirkung, daß sich bald alle Zufälle verminderten, das Athemholen besser wurde, und der Ansprung wieder herauskam. Man setzte hierauf den Gebrauch des Dekokts noch zwey Monate fort, welches den Leib immer

ge=

gelinde öffnete, und es wurde der Pazient blos dadurch von dem Ausschlag befreyet. Da sich nach der Zeit wieder einige Spuren davon zeigten, so nahm man auf das Neue zu diesem Mittel seine Zuflucht, wodurch denn auch das Kind bald wieder völlig hergestellt wurde.

Ein junger Mensch von zwey und zwanzig Jahren wurde in seinem achtzehnten Jahre bei einer sitzenden Lebensart mit solchen Zufällen befallen, die eine Schwäche der Verdauung anzeigten, wobei der Pazient blaß wurde, und einen Mangel der Kräfte spürte. Nach einiger Zeit bekam der Kranke einen Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers, der sonderlich an den Füssen sehr näßte. Man ließ ihm zwey Hände voll von dem Kraut der Ackerviole in drey Kannen Wasser kochen und dieses Dekokt täglich trinken. Nach vierzehn Tagen hatte sich der Ausschlag und Ausfluß einer wässerichten Feuchtigkeit zwar nicht vermindert, allein der Appetit war besser, und der Pa-

zient

zient munter und stärker als vorher, und endlich vergieng auch der Ausschlag, und der Pazient blieb ein ganzes Jahr lang völlig gesund. Da er sich aber in dem Herbst wegen der üblen Witterung nur ein wenig Bewegung machte, so empfand er wieder an den Theilen, wo vorher der nässende Ausschlag gewesen war, ein heftiges Jucken, das aber auch durch den wiederholten Gebrauch des Dekokts wieder vergieng.

Eine Frau von acht und zwanzig Jahren hatte schon seit dem vierzehnten Jahre einen sogenannten kupferartigen Ausschlag (Gutta rolacea) im Gesichte, gegen welchen die besten Mittel keine Hilfe leisteten, wie denn auch die eintretende monatliche Reinigung und vier Niederkunften keine Veränderung hervorbrachten. Endlich gebrauchte sie, auf Anrathen des Verfassers, die Abkochung der Ackerviole, worauf nach sechs Wochen der Ausschlag in großen Schuppen vom Gesichte abfiel. Er kam zwar nachher wieder hervor, allein er war bei

weitem nicht so heftig und es wurde doch der größte Theil des Gesichtes durch den Gebrauch des Mittels frey gemacht.

Eine unverheurathete Frauensperson von acht und dreyßig Jahren, die eine schlechte Diät führen mußte und bereits vielerley Krankheiten ausgestanden hatte, bekam plötzlich einen starken Frost, auf welchen eine heftige Hitze folgte. Den folgenden Tag war die Hitze zwar schwächer, allein es kam doch der Anfall ganzer acht Tage lang täglich wieder. Endlich brachen nach acht Tagen große Flecken aus, welche Schuppen bildeten, die der Birkenrinde ähnlich sahen, und die Pazientin wurde dabei immer schlechter. Der Verfasser fand sie so schwach, daß er sich nicht einmal getraute, ihr ein abführendes Mittel zu verordnen, sondern ihr blos den Aufguß der Ackerviole trinken ließ, wodurch sie denn auch binnen acht Tagen wieder völlig hergestellet wurde.

Ein dreyjähriges Mädchen, das seit einigen Wochen eine trockene Krätze hatte, bekam die Pocken, die sie glücklich, und fast ohne alle Arzneymittel überstand. Man gab ihr nach der Krankheit ein Purgiermittel, es verhinderte aber dieses doch nicht, daß die Krätze auf das Neue und zwar mit einer solchen Heftigkeit ausbrach, daß man eine Abzehrung befürchten mußte. Man fieng daher nach einem abermaligen Purgiermittel an, der kleinen Kranken innerlich das Dekokt der Ackerviole zu geben. Hiebei wurde äußerlich gar nichts gebraucht, jedoch der Körper täglich gewaschen und die Wäsche gewechselt. Dieses hatte die gute Wirkung, daß die Krätze nach drey Wochen gänzlich verschwand, und die kleine Kranke sich in kurzer Zeit völlig wieder erholte.

Ein junger Mensch von zwanzig Jahren hatte seit seiner Kindheit einen flechtenartigen Ausschlag an der Hand, der ohnerachtet der besten Diät und des Gebrauchs vielerley blutreinigender und abführender

Mit-

Mittel nicht vergieng, sondern vielmehr mit zunehmenden Jahren immer stärker wurde. Man legte ihm nämlich ein Blasenpflaster auf die Hand, wodurch zwar die Flechten auf einige Zeit vergiengen, aber doch bald wieder kamen. Endlich gab man ihm die Abkochung der Ackerviole und zwar mit der guten Wirkung, daß das Uibel sich stark verminderte, und der Pazient, nachdem man hierauf eine Salbe mit etwas korrosivischen Sublimat brauchte, gänzlich vergieng.

Außer der von Strack vorgeschlagenen Art, das frische Kraut der Ackerviole in Milch abgekocht, oder das Pulver des getrockneten Krautes auch in dieser Abkochung zu geben, hat unser Verfasser noch ein destillirtes Wasser daraus bereitet, das einen zimlich starken Geruch und Geschmack und also auch wirksame Theile besitzet. Auch hat er sich des aus der Pflanze bereiteten gummösen Extrakts in Pillen bedient, die mit dem Pulver der Pflanze gemacht waren.

Er

Er gab davon täglich ein halbes bis ganzes Quentchen täglich zweymal und verband das Dekokt damit. Auch bediente er sich dieses Extrakts, in dem destillirten Wasser der Pflanze aufgelöset, und setzte den aus den Blumen der Ackerviole bereiteten Syrup dazu. Wenn man selbigen mit dem destillirten Wasser der Pflanze vermischt, so erhält man einen Julep, den man Kindern mit Nutzen geben kann.

In einem nach einer vereiterter Rose entstandenem Geschwür, das sehr schmerzhaft war und stark jauchte, schien das eingestreute Pulver der Pflanze die Entzündung und Menge der Materie zu vermehren, und eben dieses that eine, als ein Breyumschlag, aus diesem Pulver und dem destillirten Wasser der Pflanze verfertigte Mischung. Doch wurde endlich das Geschwür darnach rein. Nachdem man hierauf viele andere Mittel vergeblich gebraucht hatte, gab man zuletzt die Abkochung der Ackerviole innerlich mit Pillen aus dem Extrakt

derselben, und bediente sich äußerlich dabei einer Salbe und Expulsivbinde, wodurch denn auch nach drey Monaten das Geschwür zuheilte. — Sonst hat der Verfasser bei chirurgischen Krankheiten keine weitern Versuche mit diesem Kraute angestellet.

Bei der Krätze leistet das Waschen mit der Abkochung des Krautes gute Dienste. Allein bei den Flechten vermehrt es das Jucken, und hält dadurch die Heilung auf. — Ein aus dem in Milch gekochten Kraute der Ackerviole verfertigter Breyumschlag leistete zur Zertheilung eines geschwollenen venerischen Hodens, der von einem gestopften Tripper entstund, gute Dienste, so daß bei dem damit verknüpften Gebrauche eines Purgiermittels und dem Trinken des Dekokts von dem besagten Kraute die Geschwulst binnen acht Tagen gänzlich vergieng.

Mit=

Mittel wider die Epilepsie oder fallende Sucht.

Herr Hecquet Wundarzt beim Spitale zu St. Omer bediente sich wider die fallende Sucht folgendes Mittels, das ihm nie gefehlt haben soll, wenn dieses Uibel nicht angebohren, sondern nur zufälliger Weise erzeugt worden ist. Man nimmt drey Blätter von einem Pomeranzenbaume, giesset Wasser darüber, wie über Thee, und trinkt alle Morgen nüchtern zwey oder drey Koffeeschälgen davon.

Oekonomische Versuche.

Ein geprüftes Landmittel, den Brand im Weizen ohne Kosten auszurotten.

Man hat endlich die Entdeckung gemacht, daß diese Pulverschwärze vermuthlich von Insekten herrührt, die die Aehren zu

Ruß zerschroten, oder sonst eine dürre Fäulniß und Auflösung in nassen Jahren zum Grunde hat. Ein schwedischer Landwirth ärntete jährlich, bei aller angewandten Mühe mit Einmischungen von Kalk, Sand, Asche u. dgl. dennoch russigen Weizen ein: nach dem Gebrauche des folgenden Mittels versichert derselbe, seit fünfzehn Jahren keine einzige Brandähre im Weizen gefunden zu haben. Sollte auch dergleichen durch eine Ansteckung von den nachbarlichen Aeckern geschehen, so darf man nur den leichten Versuch wiederholen.

Man bringe im Herbste, Winter, oder Frühjahre den gedroschenen und gewirfelten, zur Saat bestimmten Weizen, der im nächsten Herbste ausgesäet werden soll, höchstens in Haufen einer quer Hand hoch auf den Kornboden. Sobald der Frühlingssaft in die Tannen steigt, schneide man Büschel von Tannenästen eine Viertelelle lang, ab, und diese stecke man, so dicht, als man kann, überall in den ausgebreiteten Weizen,

zen, welcher unter diesem Harzwalde den Sommer über umgerührt bis zur Saatzeit liegen bleibt, um den Weizen auf die gewöhnliche Art auszusäen. Wenn die Sache richtig befunden wird, so muß die Harzausdünstung entweder die Insekten tödten, oder die Nässe aus dem kranken Weizen an sich ziehen, und dann könnten Pechkuchen oder Papierblätter mit Terpentingeist bestrichen in den Haufen vergraben, den Landwirthen zu Hilf kommen, die kein Tannenreisig in der Nähe haben.

Hefen zum ökonomischen Gebrauche lang aufzubewahren.

Nachdem man gebraut hat, werden die Hefen in eine Serviete, oder in ein anderes leinenes Tuch gethan, zusammengebunden, und in ein Gefäß in Asche gelegt, welche man etwas dick über das Tuch streuet, und wohl zusammendrückt. So läßt man sie einen Tag oder länger liegen. Die Asche

zieht alle Feuchtigkeit in sich, so daß die Hefen, wie ein dicker Teig werden, den man nachgehends, wie kleine Glocken, oben mit einer Oeffnung formirt. Diese Glocken setzt man nachher auf ein Brett, damit sie bei gelinder Wärme im Ofen oder sonst wo vertrocknen: alsdann zerdrückt man sie, und verwahrt das Ferment in einem Beutel.

Wenn man die Hefen brauchen will, so nimmt man eine Hand voll mehr oder weniger, und löset sie im warmen Bier oder Wasser zum Gebrauche auf; verwahrt man so die Hefen nach jedem Gebräude, so hat man jederzeit einen Uiberfluß zu den Hausbedürfnissen davon, und auf jede beliebige Zeit, es sey zum Backen, Brauen oder Brandteweinbrennen.

Eine kleine Erinnerung von der Seife aus der Asche des Farrenkrauts.

Ich habe schon in meinem ersten Bande dieses Handbuchs (Seite 148.) meinen Lesern die Zubereitung dieser Seife aus dem Berliner Magazin mitgetheilet; weil ich aber erst jüngsthin in einem sehr berühmten Werke gelesen, daß diese Asche statt Wasser mit Lauge angefeuchtet wird, um davon die Kugeln zu ballen, so hab ich die Liebhaber hierauf aufmerksam machen, und nebstbei noch beisetzen wollen, daß diese Farrenkrautasche der Glashütte und Leinwandbleiche vortrefliche Dienste leiste — auch gut getrocknetes Farrenkraut, gedoppelt so viel als das beste Heu gelte. (Sind die Worte des treflichen Autors)

Mittel wider die Steifigkeit der Pferde.

Herr Rocque giebt die Versicherung, daß er mit der welschen Bibernelle (Pim-

pinella) steife Pferde, welche für unheilbar gehalten worden, mit der alleinigen Fütterung dieses Grases (das jedoch von dem ersten Wuchse seyn muß) ganz glücklich kuriret habe. *)

Brandtewein aus gelben Rüben.

Ein Engländer hat vor einiger Zeit eine neue Art Brandteweins erfunden. Sie wird aus gelben Rüben verfertiget. Aus zwanzig Scheffeln solcher Wurzeln kann man zwölf Maaß machen. Man wäscht sie sorgfältig, man brühet sie in einem grossen Gefäße; man drücket mittelst einer Kelter den Saft daraus, den man jedoch nicht gar stark kochet, und eine Zeit lang gähren läßt, hernach wird er destillirt.

Mit-

*) Mus. ruft. 9. B. Seit. 30.

Mittel wider das Aufblähen des Viehs. *)

Wenn ein Stück Vieh aus Versehen zu vielen nassen oder jungen Klee gefressen, so, daß dasselbe hievon aufläuft: so gebe man ihm sogleich ein gutes Trinkglas voll Brandtewein, und lasse es einige Zeit hierauf im Hofe herumführen.

Ein anderes ebenfalls gutes Mittel.

Wenn man sogleich Schnupftaback bei der Hand hat, so rühre man ein bis zwey Loth von demselben in eine gute Kanne Milch, und giesse dieses dem vom Klee aufgeblähteten Vieh ein, und lasse es nachher ebenfalls eine Zeit lang im Hofe herum führen.

*) Bei diesen Hilfsmitteln muß man auch dem Viehe mit einer in Oel getauchten Hand in den Mastdarm greifen, und den vorgelegten Mist wegschaffen lassen, wodurch das Vieh noch schleuniger Hilf erhält.

Noch ein Hilfsmittel dafür.

Man sticht mit einer Pfrieme unter dem Milz in der Weiche oder Hungergrube das Fell und Netz durch, da sodann der Wind herausfährt, und das Vieh wieder hergestellt ist.

Das Vieh bekommt nach der Operazion ein Mehlsaufen mit vier bis sechs Eßlöffel voll Rübenöl, wird warm zugedeckt, und einige Tage im Stalle gehalten, und dabei sehr mäßig gefüttert.

Vom Kopuliren oder sogenannten Anplacken der Bäume.

Es hat dieses Kopuliren (wovon gleich der Unterricht folgen wird) sehr viele Vorzüge vor dem Pfropfen und Okuliren.

1. Bekommt man durchs Kopuliren viel eher große und schöne Bäume, als durchs Pfropfen: denn man kann sogleich

gleich große junge Bäume auf diese Weise veredlen, wenn man auf einige der besten im vergangenen Sommer getriebenen Zweige eines Baums gute Reiser auffetzt, und ein dergleichen hoher wilder Stamm darf nicht erst durchs Absägen verdorben werden.

2. Sind diejenigen Bäume, welche kopulirt werden, viel gesünder als die, so gepfropft werden; und in einer Zeit von drey Monaten ist ein dergleichen Baum vollkommen gut zugewachsen, da man im Gegentheile mit gepfropften Bäumen etliche Jahre viel Mühe hat, ehe man es nur dahin bringt, daß der Kopf verwachse, wo das Reis aufgesetzt worden.

3. Kann man von kopulirten Bäumen viel eher Früchte ärnten, als von gepfropften und okulirten Bäumen.

4. Geht diese Arbeit viel geschwinder als das Pfropfen von Statten, wenn man nur einige Geschicklichkeit hiezu hat:

denn

denn ich kann binnen der Zeit, als ein anderer ein Pfropfreis gehörig aufsetzt, drey auch vier Bäume kopuliren, und was dergleichen noch mehr für Vortheile sind. Kurz, ich kann, sagt der Hr. Verfasser, diese Art einem jeden als eine leichte, geschwinde und sehr vortheilhafte Methode zur Nachahmung empfehlen, und wer es einmal hiemit versucht hat, der wird es mehrmal probiren.

5. Wenn man Bäume pfropfen will, so müssen dieselben erstlich eine gewisse Stärke haben, ehe man diese Arbeit damit vornehmen kann, welches aber bei denjenigen Bäumchen, welche man kopuliren will, gar nicht nöthig ist, sondern man kann dieselben, wenn sie ein paar Jahr alt sind, und nur die Stärke einer Federkiel erreicht haben, schon mit dem größten Vortheile kopuliren.

6. Wenn man endlich Bäume pfropft, so müssen die Stämme abgesäget werden, um die Reiser auffetzen zu können, und wenn dieselben nun nicht bekommen, so vergeht viele Zeit, ehe man einen dergleichen Baum wieder pfropfen kann, welches aber beim Kopuliren wegfällt; denn wenn ja diese Arbeit mislingen sollte, (welches so selten geschieht) so treibt ein solcher wilder Stamm doch gleich wieder neue Zweige, so, daß man dieselben gleich im kommenden Jahre wieder kopuliren kann.

Ich könnte noch mehrere Vortheile hievon anführen, welches ich aber der Kürze wegen unterlasse, und ich glaube schon genug von den Vorzügen, welche das Kopuliren vor dem Pfropfen und Okuliren hat, gesagt zu haben, weßhalb ich mich nunmehr zu der Behandlung selbst wenden will.

Wenn man Bäume kopuliren will, so verfährt man folgender Gestalt: sind es ganz junge Bäume, welche etwa ein paar Jahre in der Baumschule gestanden haben, und es haben dieselben Zweige ungefähr einer dünnen Federspuhle stark getrieben, so sucht man bei jedem Bäumchen den schönsten Zweig, welcher am stärksten und geradesten gewachsen ist, auf, und schneidet die übrigen weg. Ist es aber ein schon erwachsener Baum, welcher viele Aeste getrieben, und man wollte einen solchen kopuliren, nun da versteht es sich wohl von selbst, daß man diesem die Aeste nicht alle wegschneiden, sondern die schönsten aussuchen, und selbige kopuliren müsse, um alsbald in folgendem Jahre einen schönen vollkommenen Baum zu erhalten, und auf diesem Fall, kann man sogleich in einem Jahre einen vollkommenen schönen Baum erhalten.

Uiberhaupt aber muß man beim Kopuliren der Bäume, sie mögen nun um ein paar Jahr oder mehrere Jahre alt seyn,

als eine Hauptregel anmerken, daß man allzeit nur einjährige wilde Reiser mit einjährigen guten Reisern kopuliren müsse, denn Reiser, welche schon älter als ein Jahr sind, nehmen die Kopulazion nicht an, wenigstens hat mir dieses letztere nicht glücken wollen, und ich habe daher auch keine weitern und vergeblichen Versuche damit anstellen wollen, sondern ich bin jederzeit bei einjährigen Reisern in der Folge stehen geblieben.

Die zweyte Hauptregel beim Kopuliren ist: man muß die wilden und guten Reiser akkurat von einerley Stärke aussuchen, indem beide auf das genaueste aneinander passen müssen, weil hierinnen der größte Vortheil mit besteht, wenn Rinde auf Rinde recht genau paßt.

Hat man nun seine Stämmchen zum Kopuliren ausgesucht, und die hiezu tauglichen Reiser angeschafft, so kann man diese Arbeit, je nachdem der Frühling schön ist, im Monat März, und zwar zu Ausgange

des-

desselben anfangen, und damit ungefähr einen Monat lang fortfahren.

Das wilde Reis sowohl als das gute, werden beide in der Gestalt eines Rehfußes geschnitten, und so aufeinander gelegt, daß, wie ich schon erwähnt habe, Rinde auf Rinde ganz genau paßt, welches folgender gestalt leicht bewirkt werden kann. Man macht erstlich mit einem recht scharfen Okulirmesser an dem wilden Reise ungefähr einen zwey Zoll langen Schnitt, wie einen Rehfuß, oder Keil: hierauf legt man das gute Reis an diesen Schnite an, (um zu sehen, wie lang nunmehr der gleichmäßige Schnitt an dem guten Reise werden muß,) und nunmehr sucht man an diesem guten Reise den Schnitt, wo möglich, mit einemmale so zu treffen, oder zu machen, daß beide Schnitte ganz genau aufeinander passen. Sollte nun aber dieser Schnitt am guten Reise nicht sogleich mit einemmale gelingen, so muß man demselben, so viel möglich mit Behutsamkeit, (damit derselbe

recht glatt bleibe) nachhelfen zu suchen. Durch eine kleine Uibung kann man es aber bald dahin bringen, daß man beide Schnitte, jeden auf einmal trifft.

Wenn nun diese beiden Schnitte an dem wilden und guten Reise gehörig gemacht worden, so legt man beide Reiser recht akkurat aufeinander, so daß Rinde auf Rinde, sowohl unten als oben und an den Seiten recht genau paßt, und nun werden diese beiden Reiser in unverrückter Lage mit einem schmalen, nicht zu derb gewirkten, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll breiten leinenen Bande gehörig und folgendermassen umwunden. Dieses Band muß vorher in Stückchen (welche eine reichliche halbe Elle lang seyn können) geschnitten, und durchaus mit etwas Wachs, oder auch Baumwachs, ganz dünne bestrichen seyn, damit es die Reiser recht gut zusammen halte, und alsdenn auch, wenn die Zweige zusammen gewachsen sind, leicht wieder abgewickelt, und zu nochmaligen Gebrauch aufgehoben werden könne. Dieses

also zugerichtete Band fängt man (nachdem man die beiden Reiser mit der linken Hand mit ein paar Fingern recht gut zusammen hält) von unten herauf an dem wilden Reise anzulegen an, und wickelt dasselbe zimlich fest, und recht egal übereinander fort, bis über den Schnitt, wo die Reiser oben so zusammen passen, so, daß man das gute Reis nicht herausziehen kannn. Da das Band mit Wachs bestrichen ist, so kann man dasselbe auch leicht befestigen, und oben über den Schnitt ankleben. Zur Vorsorge, und damit das Band nicht etwa abgehen könne, so kann man an beiden Enden desselben ein Stückchen aufdrödeln, um einen einzigen Faden zu erhalten, und dieser läßt sich alsdenn sehr leicht zur Befestigung anwenden, indem man denselben nur etlichemal am Ende über das Band herwickelt, und welcher um so mehr hält, wenn derselbe etwas Baumwachs an sich hat: denn da bleibt derselbe recht gut kleben. Auf das angesetzte gute Reis klebt man nachher oben

ein

ein wenig Baumwachs, damit dasselbe von der Sonnenhitz nicht ausgetrocknet werden könne.

Nur muß man bei der Umwicklung des Bandes darauf sehen, daß nicht etwa zwischen dem Bande leere, mit dem Bande nicht bedeckte Flecke bleiben, welches, wie ein jeder leicht einsehen wird, den Reisern in ihrem Zusammenwachsen hinderlich seyn, und vielleicht die ganze Arbeit verderben könnte. Auch muß man während der Umwicklung des Bandes die Reiser recht fest zusammenhalten, damit dieselben aus ihrer Lage nicht verrückt werden, als welches ebenfalls nachtheilig seyn würde.

Die Länge des guten Reises kann ungefähr vier Zoll betragen, auch darf man nicht mehr als zwey, höchstens drey Augen daran stehen lassen, wobei ich allzeit gut gethan habe. Denn was sollen die überflüssigen Augen, welche nur dem Stamme oder den andern den Saft entziehen, oder auch wohl gar vertrocknen, das Wachsthum ver-

hindern, und am Ende doch weggeschnitten werden müssen?

Aber auch hier muß man darauf sehen, daß man keine Reiser mit Tragknospen aufsetze, welches besonders bei Kirschen leicht versehen werden könnte.

Eben so muß man sich auch hüten, nicht gar zu schwache und vielleicht unreife Reiser aufzusetzen, weil man sich sonst vergebliche Arbeit machen würde. Sind die Reiser aber etwas stark, lang, und gehörig reif, so kann man aus einem dergleichen Reise wohl drey machen, und dieselben gedeihen auch weit besser, wenn sie etwas stark sind: jedoch hüte man sich, auch von diesen Reisern die Spitzen aufzusetzen, weil die wenigsten derselben die gehörige Reife haben. Am allersichersten geht man, wenn man sowohl beim Kopuliren als auch Pfropfen, allzeit nur die mittelsten Augen erwählt, und die obersten und untersten wegwirft.

Daß man übrigens auch hier beim Kopuliren allzeit die frühen Obstarten, als Aprikosen, Kirschen, zuerst, und nachher Birnen, Pflaumen, und auch Aepfel nehmen müsse, wird endlich auch ein jeder wohl von selbst einsehen können.

Sobald nun aber die Augen anfangen zu treiben, und ungefähr einen Zoll lang getrieben haben, so ist dies ein Zeichen, daß die Reiser gut angewachsen sind, und man kann alsdann auch anfangen, die Bandagen ein wenig zu lüften, jedoch dieselben nicht locker zu machen.

Nach Verlauf von vier Wochen kann man alsdann das Band allenfalls gar abnehmen, oder doch wenigstens ganz locker machen, damit die Reiser mehr Luft zum besseren Wachsthum erhalten.

Wenn man nun die Bänder abgenommen hat, und die Reiser gehörig angewachsen sind, so wird man mit vielem Vergnügen sehen, wie dergleichen Augen, so zu sagen, zusehend wachsen: denn sie erreichen

sogleich in dem ersten Sommer, wenn anders die Bäume gesund sind, und in nicht zu schlechtem Boden stehen, oftmals die Höhe von zwey Ellen, und drüber, und ich habe mehrmals von dergleichen kopulirten, und gut fortgekommenen jungen Bäumen in dem darauf folgenden Jahre Früchte erhalten.

Hierauf ist aber noch zu bemerken, daß man, wenn die Augen ungefähr einen Zoll getrieben haben, alsdann die überflüssigen Augen recht sauber abschneiden müsse, damit dasjenige, welches stehen bleiben soll, bei Zeiten genugsame Nahrung bekomme, und folglich desto mehr treiben könne. Will man einen solchen Baum hochstämmig wachsen lassen, so läßt man nur ein Auge stehen, und verklebt das abgeschnittene mit etwas Baumwachs. Will man aber einen niedrigen oder vielmehr Zwergbaum daraus machen, so läßt man demselben seine zwey oder drey Augen stehen.

Abhandlung von der Erzieh- und Behandlung der sogenannten Indian, oder welschen Hühner.

Die welschen Hühner haben jährlich zwey Legzeiten, die eine im Februar, und die andere im Monat August. Die Zahl ihrer Eyer besteht gemeiniglich jedesmal aus fünfzehen. Demohnerachtet aber, können sie doch bis fünf und zwanzig Eyer ausbrüten. Die Eyer sind weiß, mit kleinen röthlichen und gelben Flecken besäet.

So mager der Boden des Landes auch seyn mag, auf dem man die Schruten ziehen will, und ob man sie gleich nicht besser ernähret, als das übrige Geflügel, so sind sie doch allzeit viel grösser als unsere gemeinen Hühner, und selbst auch alsdenn, wenn sie nichts als Weide haben, da wir die gemeinen Hühner hingegen blos mit Korn füttern können. Im Anfange machen diese Thiere mehr Mühe, als die gemeinen Hühnerküchlein, und der Frost ist ihnen schädlich:

lich: durch Zeit und Fürsorge aber, kömmt man doch endlich zu dem Zwecke, Vortheil von ihnen zu ziehen. Wenn ihre Jugend vorbei ist, so werden sie sogar sehr fest und sehr stark, und der Reif des Winters thut ihnen nichts. In dieser Frostzeit nehmen sie am stärksten zu, wenn man sie der vollen Luft aussetzet. Eine verständige Haushälterin, hat dem Herrn Valmont de Bomare, dem Verfasser des Dictionaire d'Hiſtorie naturelle, versichert, daß die Art graulichter Schruten, die festeste sey. Sie hat, wie man in diesem Dictionaire liest, mit gutem Erfolg die Methode gebraucht, sie gleich nach der Geburt ins Wasser zu tauchen. Ihre Natur ist stärker dadurch geworden, und sie hat sie allezeit mit viel leichterer Mühe aufgezogen. Der Sammler der ökonomischen Encyclopedie sagt fast eben dasselbe. Dieses ist, fügt er hinzu, durch die lange Erfahrung, die man davon hat, sicher geworden. Nach seiner Lehre ist es genug, wenn man sich blos die Mühe nimmt,

das junge Putgen demselben Augenblick, oder wenigstens demselben Tage, da es aus dem Neste gekrochen ist, zu nehmen, solches in frisches Wasser zu tauchen, ihm alsdenn ein Pfefferkorn verschlucken zu lassen, und es darauf gleich wieder unter die Mutter zu setzen. Wenn man es so behandelt, so wird es weder Thau noch Regen, so wie das gemeine Hühnerküchlein, zu befürchten haben.

Wenn man Schruten halten will, so ist besser mehr als weniger zu ziehen; der Vortheil ist alsdenn ansehnlicher, und die Kosten sind im Verhältniße geringer. Hat man sie in geringer Anzahl, so bekümmert man sich nicht darum, und sie thun alsdenn entweder in den Weinbergen, oder in den Gärten, oder an den Kornfrüchten Schaden. Hat man ihrer aber viele, so sammelt man sie in Truppe, vertrauet sie einem Putenhüter, der führet sie bei Tage heraus, und läßt sie weiden, und alsdenn verzehren sie nichts zu Hause; dahingegen, wenn man sie nicht in die Felder führete,

um da ihren Unterhalt zu suchen, man gezwungen seyn würde, sie beständig auf dem Hofe zu füttern. Diese Vögel sind von Natur gefräßig, und ein weniges an Korn, was man ihnen geben wollte, würde nicht genug für sie seyn. Man nennet deshalb die Schruten in den Vorwerkshöfen, Haverbäuche (des Coffres à avoine). Man wird deshalb von diesen Thieren im Sommer so wenig verkaufen, als man kann, weil ihnen alsdenn die Felder hinreichende Nahrung liefern. Es ist indeß bisweilen der ökonomischen Klugheit gemäß, am Ende des Sommers, oder im Anfange des Herbstes, so viel davon zu verkaufen, als man im May mit leichter Mühe wieder ausbrüten lassen kann, weil sie alsdenn sehr theuer sind, und man sich dadurch wegen aller der Mühe entschädiget sieht, die man hat anwenden müssen, um sie groß zu bringen.

Und hier wollen wir itzt sehen, worinn alle diese Mühe bestehe. Man fängt zuerst damit an, daß man die Eyer aussuchet, die

man ausbrüten lassen will, und bereitet die Nester. Man muß dabei dieselbige Vorsichtigkeit gebrauchen, als bei den gemeinen Hühnern. Wenn die welschen Hühner ganz zu Ende geleget haben, so bewahren sie das Nest, und das ist das wahre Kennzeichen, daß sie im Ernste brüten wollen. Wenn sie zum erstenmale brüten, so muß man ihnen fünfzehn Eyer unterlegen, weil das gerade die Zahl ist, die sie auf eine Zeit zu legen pflegen; und will man sie zum zweytenmale, im Monat Julius sitzen lassen, so giebt man ihnen achtzehn Eyer unter. Es dauert einen ganzen Monat ehe sie auskommen. In dieser ganzen Zeit darf man sie nicht anrühren. Man muß alsdenn wohl Acht darauf geben, daß wenn man die brütenden Hühner von den Eyern nimmt, um sie fressen und saufen zu lassen, man solches so behende thue, als möglich. Die Schruten sind so hitzig auf das Brüten, daß sie vor Hunger sterben würden, wenn man sie nicht zum Essen zwänge, und sollten sie das Futter auch

nahe vor sich haben. Außerdem machen sie ihren Mist, wenn sie von den Eyern kommen, um zu fressen, und sie befinden sich darauf viel besser. Wenn die Kleinen im Begriff sind, aus den Eyern zu kommen, so muß man ihnen eben so helfen, wie den jungen Küchlein.

Die welschen Hühner, die man zum Brüten gebrauchen will, müssen zwey Jahr alt seyn. Sie fangen frühzeitiger an zu legen, als die von einem Jahre; sie brüten eher, und führen ihre Jungen besser. Wenn es geschehen kann, so läßt man viele zugleich brüten, damit die Jungen zu gleicher Zeit auskommen können. Man setzet alsdenn die Bruten von noch zwey andern Hennen, bei die eine mit, und brauchet alsdenn jene dazu, um gemeine Hühner = oder Enteneyer ausbringen zu lassen. Durch dies Mittel, kann man einen Vorwerkshof in kurzer Zeit bevölkern. Man schiebet zu dem Ende neue Eyer unter das brütende Huhn, welches noch Wärme genug hat, um auch diese Eyer,

zum

zum guten Ausgange zu bringen. Um diesen Zweck zu erreichen, und um sie zu stärken, muß man ihnen was Gebratenes mit Wein, nebst Gerste und Haver, zur Nahrung geben. Die Anzahl der Eyer, die man alsdenn noch durch sie ausbringen lassen will, kann in ein- oder zwey und zwanzig bestehen. Wenn man eine Schrute, Enten- und gemeine Hühnereyer ausbrüten lassen will, so muß man ihnen die letztern acht Tage später unterlegen, als die ersten, damit die Kleinen zu gleicher Zeit auskommen mögen.

In dem Landhause zu Marly bei Metz in Frankreich ließ man im Winter gemeine Hühnereyer durch welsche Hühner ausbrüten, um frühzeitig junge Küchlein zu haben. Um Allerheiligen, oder in der Adventzeit, setzte man die Schruten unter Körbe, die wie Nester gemacht waren; nachdem man sie ganz betrunken gemacht hatte, bedeckte man den Korb und die Schruten mit einem Tuch, und ließ nichts heraus als den Kopf, man setzte den Korb an einen dunkeln Ort, und man

schob

schob alsdenn nachgemachte Eyer unter die Schruten; darauf machte man diese Thiere des Tages zwey- oder dreymal betrunken, und solchergestalt gewöhnte man sie zum Brüten, ob sie gleich ihr Legen noch nicht gethan hatten. Waren sie einmal dazu gewöhnt, so legte man ihnen statt der nachgemachten, wirkliche Hühnereyer unter, und durch dieses Mittel gelangte man dazu, recht im Winter junge Küchlein zu haben.

Sobald die jungen Putgen aus den Eyern gekommen, so muß man sie wohl vor der Kälte bewahren, denn die ist ihr verwüstender Feind; man setzet sie zu dem Ende so lange an einen warmen Ort, bis sie etwas stärker geworden sind. Zwischen durch kann man sie aber doch etwas in der Sonne herum gehen lassen, wenn sie nur nicht zu brennend ist, denn durch die heiße Sonne werden sie getödtet, aber die sanfte Wärme dieses wohlthätigen Gestirns, stärket sie. Um indeß die gefährlichen Wirkungen zu vermeiden, die eine gar zu große Hitze her-

vor-

vorbringen könnte, so hält man sie die ersten anderthalb oder zwey Monate in dem wärmsten Schatten, den man finden kann. Wenn die Zeit vorbei ist, so muß man sie allmählig zur Sonne gewöhnen, dabei aber große Sorge dafür tragen, daß sie nicht in den Regen kommen, denn dadurch erkälten sie sich, und denn werden sie in kurzer Zeit todt seyn. Wenn diese kleinen Thierchen aus den Eyern sind, und man alsdenn gezwungen ist, sie unter der Mutter wegzunehmen, oder sie wieder darunter zu setzen, so muß man sehr behende damit umgehen, damit sich die Alte nicht bewege, weil die sie sonst mit der Pfote auf einmal zerquetschen kann.

Die Nahrung dieser Kleinen, sobald sie aus den Eyern gekrochen sind, besteht in klein gehackten Eyern mit Brodkrumen vermischt; fünf oder sechs Tage nachher, verändert man dies Futter allmählig; man nimmt alsdenn Nesselblätter, und hacket sie zwischen die Eyer; diese neue Nahrung giebt man ihnen acht Tage lang, darauf entzieht

man

man ihnen die Eyer, und giebt ihnen blos gut gehackte Nesseln, mit geronnener Milch und Kleyen vermischt, darauf mit Gerstenmehl und grobgemahlenen Buchweizen; dabei giebt man ihnen von Zeit zu Zeit etwas Hirse, oder auch gekochte Gerste, um ihren Appetit zu erwecken. Wenn diese Thiere stärker werden, das heißt wenn sie sechs Wochen alt sind, so giebt man ihnen blos grobgehackte Nesseln mit Kleyen gemengt, oder man kann ihnen auch große Stücke von faulen, oder abgeweheten Baumfrüchten geben. Man will auch, daß gekochte und kleingeschnittene Rüben, eine vortrefliche Nahrung für sie seyn. Man wird sie auch desso besser ernähren, und sie werden desto stärker werden, je öfter man ihnen des Tages ihr Fressen giebt; und man wird solches deshalb des Tages sieben oder achtmal thun, und wenn es nöthig ist, auch wohl noch öfter. Die jungen Schruten haben einen natürlichen Trieb, ihr Futter lieber aus der Hand, als auf irgend eine andere Art zu empfangen;

gen; wenn sie schreyen, und das kömmt ihnen oft an, so kann man daraus schließen, daß sie Futter nöthig haben.

Wenn man merkt, daß diese Thierchen matt werden, so muß man ihnen den Schnabel in Wein stecken, damit sie davon trinken; es ist solches ein vortrefliches Mittel, um ihnen mehr Stärke zu geben. Es giebt auch einige, die ihnen ein Pfefferkorn zu verschlucken geben, und sie befinden sich gut darauf. Durch die Spinnen, die man ihnen giebt, werden sie, wie man sagt, noch eher wieder hergestellet, als durch ein anderes Genesmittel; und deshalb brauchen auch die mehresten Haushälterinnen kein anders, wenn sie merken, daß ihre Putgen matt werden.

Wenn die jungen Schruten stark genug sind, um ohne die Mutter fertig werden zu können, so führet man sie in die Felder; und man nimmt alsdenn zur Sicherheit, einen kleinen Jungen dabei, dem man den Namen Putjungen (Dindonnier) giebt.

Dieser Junge muß stark, hurtig, früh auf und wachsam seyn, um darauf zu achten, daß die Puten sich nicht verirren, und Wölfe und Füchse von ihnen abzuhalten; alle Morgen und Abend muß er die Anzahl seiner Puten wieder beisammen haben, und wohl untersuchen, ob auch Kranke dabei sind, um die dienlichen Mittel unverzüglich dafür brauchen zu können. Des Morgens früh treibt der Putjunge mit seiner Heerde aus, gegen zehn Uhr kömmt er wieder damit zu Hause, um ein oder zwey Uhr geht es wieder ins Feld, und nach Untergang der Sonne kömmt er wieder in den Hof zurück; alsdenn sorgt er dafür, daß diese Puten auffliegen, nachdem er ihnen vorher etwas Korn vorgeworfen hat, um ihnen Kräfte zu geben.

Die Haushälterin muß ihre Puten in der Zeit nachsehen, um zu sehen, ob sie noch alle da sind. Man läßt dieselben gemeiniglich auf einem Baume im Hofe die Nacht sitzen, wenn sie stark genug sind. Frost

und Schnee verursachen ihnen keine Unbequemlichkeit, und ihr Fleisch wird alsdenn schmackhafter, als von den Schruten, denen man ihre Wohnung in den Hühnerställen anweiset.

Die jungen Puten, werden nicht leicht, so wie die gemeinen jungen Hühner ausgeschnitten; denn auch diese Hilfe macht fett genug, und ihr Fleisch ist demohngeachtet gut, zum Beweise, daß sie nicht so viel natürliche Hitze haben, als die Haushähne. Indeß giebt es doch einige Provinzen, wo man sie kapaunert, und denn hat man sie auch grösser, und feiner von Geschmack.

Die Art sie zu mästen, ist sehr einfach, besonders in den Weinländern. Man giebt ihnen zu ihrer ganzen Nahrung nichts anders, als einen Haufen Weinheefen, aus denen das Geistige und Flüchtige kurz zuvor durch die Distillazion gezogen ist. So machte man sie fett, und es kostete nichts.

In der Provence werden sie durch Nüsse vortreflich, und sehr feist. Man setzet sie zu dem Ende in einen Hühnerbauer. Man läßt sie vierzig Tage lang ganze Nüsse mit der Schaale verschlucken. Den ersten Tag giebt man ihnen nur eine, den andern zwey, und so nimmt man jeden Tag eine mehr, und fährt bis zu dem letzten damit fort, und alsdenn können sie vierzig verdauen. In den mehresten andern Provinzen, giebt man ihnen viel Korn um sie fett zu machen; man setzet sie auf diesem Fall in die Hühnerbauer, bereitet ihnen einen Teig von gehackten Nesselblättern, Kleyen und harten Eyern, macht Küchelchen davon in der Grösse einer Nuß, und giebt ihnen solche des Tags drey oder viermal zu verschlucken.

Der Schierling ist den Schruten auserordentlich schädlich, und es ist kein besser Mittel, um sie wieder zu genesen, als daß man ihnen, sobald sie von diesem giftigen Kraute gefressen, Baumöl zu saufen giebt. Das große Fünffingerkraut, mit rothen Blu-

men

men (la grande digitale à fleurs rouges) ist, so wie der Herr Salerne es angemerkt hat, den Schruten ebenfalls Gift. Diejenigen, die davon gefressen haben, empfinden eine Art von Taumel, sie werden schwindelicht, bekommen heftige Zuckungen, und wenn sie zu viel davon genossen haben, so fangen sie an zu vergehen, und an der Auszehrung zu sterben. Man kann sich deshalb nicht Mühe genug geben, um diese schädliche Pflanze, an den Oertern zu vertilgen, wo man Schruten aufzieht. Man weiß noch kein Mittel darwider, vielleicht aber möchte eben dasselbe, was man wider den Schierling brauchet, auch hier wohl gut seyn. Wenn die jungen Putgen erst ausgekommen sind, so ist ihnen der Kopf mit einer Art von Pflaumenfedern oder Dunen besetzt, und sie haben noch weder drüsichtes Fleisch, noch kleine Fleischgewächse. Das erhalten sie erst sechs Wochen, oder zwey Monate nachher, wenn ihre Theile sich entwickeln, und wenn, wie man gemeiniglich

sagt, bei den Puten das Rothe hervor dringt. Die Zeit dieser Entwickelung, ist kritisch für sie, so wie bei den Kindern, wenn sie Zähne kriegen, und alsdenn muß man besonders ihr Futter mit Wein anfeuchten, um sie zu stärken.

Wenn die Puten das Fieber haben, so erkennet man solches daran, wenn die Federn in ihren Flügeln dick und aufgeblasen sind; man ziehet ihnen alsdenn diese Federn aus, und giebt ihnen von Zeit zu Zeit Krumen von Weizenbrod in Wein geweichet. Man giebt ihnen alsdenn auch Gerstenwasser auf Hammerschlag oder Eisenschlacken aus der Pferdeschmiede gesetzt, zu trinken. Man muß alsdenn auch in das Futter für vier Puten, eine halbe Hand voll von einer Art Raute, Frauenhaar (Sauvevie) genannt, und eben so viel Beyfuß (armoise) mengen.

Die Schruten sind auch der Gefahr unterworfen, unter die Zunge, oder unter den Bürzel, eine Blase zu kriegen; die muß

man

man ihnen behutsam mit einer Nadel aufstechen. Sie haben auch noch eine Krankheit les Ongles genannt. Sie haben alsdenn einen aufgeblasenen Kopf, und das ist das wahre Kennzeichen davon. Wenn man solches merket, so wäschet man ihnen denselben mit Gerstenwasser, und man muß sie täglich genau untersuchen, weil sie an dieser Krankheit in zwey Tagen sterben können. Das Gegengift zeiget sich in diesem Falle sehr deutlich. Man kann ihnen auch bei dieser Krankheit eben die Kräuter zu fressen geben, die wir vorher angerühmet haben, wenn sie das Fieber haben.

Wenn diese Thiere krank sind, so muß man sehr sorgfältig darauf achten, sie von den Gesunden abzusondern. Man muß sie sogar drey oder vier Tage allein halten, denn sie stecken sich einander in ihren Krankheiten gar zu leicht an. Eine andere Achtsamkeit, die man für sie haben muß, bestehet darinn, daß man die Puten nicht eher aus den Ställen lassen muß, bis die

Sonne den Thau und die Nebel weggenommen hat, besonders, wenn diese Thiere noch jung, schwach und zart sind. Der Regen ist ihnen besonders nachtheilig, und sie sterben oft davon.

Der Verfasser des Guide du fermier bemerket, daß man darauf achten müsse, daß die jungen Schruten keine Schnecken, weder große noch kleine zu fressen kriegen, denn sie würden, sagt dieser Schriftsteller, einen Durchlauf davon bekommen, der ihnen tödtlich seyn könnte. Eben dieser Autor, empfiehlet es auch ausdrücklich, den jungen Putgen, sobald sie ausgekommen sind, ein Pfefferkorn mit etwas Milch zu geben; er will auch, daß man ihnen täglich, von dem Augenblick ihrer Geburt an, einen grünen Rasen ganz frisch bringen soll, damit sie darauf herumgehen und bicken können, und das so lange, bis man sie der vollen Luft unbesorgt aussetzen kann.

Uibelriechende Kamillen, Klettenkraut, Nesseln, Fenchel, Wermuth, Beyfuß,

Frauen=

Frauenhaar, sind alles Pflanzen, die den Schruten zuträglich sind. Sie fressen auch gemeine Kräuter, als Sallat, Bete oder Mangold, Kohlblätter, und alle Arten von Früchten.

Man kann die Puteneyer auch gemeinen Hühnern zum Brüten unterlegen, alsdenn muß man ihnen aber ein besonders Strohbette zurecht machen, solches mit Heu ausfüttern, und etwas Wolle, um ihnen die gehörige Wärme zu geben dazwischen mengen, nachdem man sie vorher etwas im Ofen gehabt hat.

Die Schruten wollen gern in die Wälder geführet seyn. Sie ergötzen sich ungemein darinn; sie finden daselbst eine Menge Würmchen und Ungeziefer, die sie mit Vergnügen fressen, und ihr Fleisch erlangt dadurch einen Geschmack, der diejenigen weit übertrift, die nicht dahin geführet werden; alsdenn aber muß man darauf achten, daß sie den wilden Thieren nicht zum Raube werden. Es ist alsdenn gut, wenn man

einige Hunde hat, die um sie her die Wache halten. Diejenigen, die große, mit Mauern umzogene Höfe haben, können die Schruten mit leichterer Mühe aufziehen, wenigstens, so viel den Vorrath für die Herrschaft und das Haus betrift. Die Freyheit, die sie alsdenn haben, nach ihrem eigenen Gefallen hin und her zu gehen, aufzuhüpfen, wo sie wollen, und in freyer Luft zu schlafen, das alles scheint sie fast in ihr ursprüngliches Klima zurück zu bringen. Doch darf man sie in solchen Höfen nicht brüten lassen, auch nicht von ihrer zartesten Jugend an darinn auferziehen, sondern man muß so lange damit warten, bis sie etwas stark geworden sind.

Die Einwohner von Louisiane, flechten die kleinen Schrutenfedern, um sich Decken für den Winter davon zu machen, und sie bedienen sich des Schwanzes, um Fächer und Sonnenschirme davon zu machen.

Die Schruten, und besonders die jungen, werden in der Küche auf verschiedene

Art

Art zubereitet. Das Fleisch des Hahnes, ist viel wohlschmeckender, als das vom Huhne. Ein junger Schrute, zart, fett und wohlgefüttert, ist ein gutes Essen; wenn er aber etwas alt ist, so wird sein Fleisch hart, zäh, und schwer zu verdauen. Sonst ist er für jedes Alter, und alle Temperamente zuträglich.

Man siehet es daran, ob ein Schrute jung ist, wenn seine Klauen schwarz und weich, und seine Spornen kurz sind. Ein alter welscher Hahn, hat allzeit tiefeinliegende Augen, und harte trockene Sporn. In Ansehung der Schruteneyer, ist es sehr vortheilhaft für unsere Gesundheit, daß sie nicht so gemein sind, um unsere gewöhnliche Nahrung zu werden, wenn es sonst wahr ist, was einige behaupten, daß sie sehr ungesund sind, und Lendengries verursachen.

Uibrigens bemerkt man an ihnen nicht den geringsten Geschmack, der eine merklich schädliche Eigenschaft anzeiget. Sie werden zu Milch, wie die gemeinen Hühner-

eyer.

eyer. Wenn sie hart sind, so scheinen beide Arten sich ganz gleich zu seyn, außer, daß das Selbe in den gemeinen Hühnereyern, einen fettigen Geschmack an sich hat, der den Schruttenеyern zum Theil fehlet. Die übrigen Eigenschaften der Schruten, sind fast dieselben, als bei andern gemeinen Federvieh.

Maulbeerbäume zu säen.

Jedermann weiß, wie man es gemeiniglich macht, Maulbeerbäume zu ziehen. Weil man aber auf verschiedene Weise dabei verfahren kann, und dennoch nicht alle Arten gut sind; so dürfte wohl diese Art die Maulbeerbäume zu säen, nicht unangenehm zu vernehmen seyn. Sie ist so ungemein geschwind, und man kann nach derselben diesen so nützlichen Baum erstaunlich vermehren. Man nehme Maulbeeren wenn sie vollkommen reif sind, lasse sie eine Zeit lang im Wasser weichen, und

alsdenn zerdrücke man sie mit den Händen. Unter der Zeit, da die Maulbeeren weichen, lasse man Heu dergestalt spinnen, daß Seile von mittlerer Größe daraus werden; und wenn man dann die Maulbeeren zu einem Brey zerdrücket, überziehe man dieses Heu damit, und lege es in eine Art von Furchen in die Erde. Endlich bedecke man das Heu, etwa einen Zoll tief, mit Erde. Hierinne besteht das ganze Geheimniß.

In kurzer Zeit wird man eine so grosse Menge von Maulbeerbäumchen aufgehen sehen, daß auf einem Platz von etwa 15 Ruthen ins Gevierte ihrer genugsam wachsen werden, eine ganze Provinz anzupflanzen. Wenn diese kleinen Maulbeerbäume eine gewisse Höhe erreichet haben; so setzt man sie in eine Baumschule, das ist: man verpflanzt sie zwey bis drey Schuh weit von einander, und läßt sie da wachsen. Sie kommen sehr schön fort.

Wenn man sodenn bemerkt, daß in der Baumschule einige stark genug sind, für Bäume angesehen zu werden; alsdenn nimmt man sie aus der Erde, nnd sezt sie aufs neue dahin, wo sie für beständig bleiben sollen.

Man kann nicht genau bestimmen; in welcher Zeit eine solche Pflanzung, in die Höhe gebracht wird, denn dieses kömmt auf die Witterung, Lage und Boden an: allein man kann versichert seyn, seine Arbeit bald durch die Früchte von diesen Maulbeerbäumen belohnet zu sehen.

Man kann sich auch eben dieser Art bedienen, wenn man Himbeerstauden, Erdbeerpflanzen, und sogar Feigenbäume ziehen will. Wiewohl die letztern vollkommen gut aus Schößlingen aufwachsen.

Neue und sehr vortheilhafte Seigerungsart des Goldkupfers.

Diese neue Seigerungsart, da man mit großem Vortheile den Goldgehalt aus dem Goldkupfer und magern güldischen Rohsteinen ziehen kann, ist bereits an verschiedenen Orten probirt und gut befunden worden.

Auf einem Garheerde, der mit Kohlengestäube und Letten geschlagen ist, und den man beim Goldwerke Frischheerd nennt, werden zwey Centner Goldkupfer und vier Centner güldischer Rohstein durchgeschmelzt. Nachdem das Einschmelzen vollendet ist, wird das Gebläse ausgehängt, und die Schlacken werden abgezogen. Darauf rührt man in den heißen Rohstein ein Mengsel, von einem Centner ganz reinen Glanzschlich, ohne einige Blende, einen Centner Heerd und Glätte zusammen, und zwanzig Pfund gekörntes Bley. Wenn dieses Einrühren geschehen ist, trägt man heiße Kohlen auf den Heerd, nnd läßt das Gebläse wieder gehen. Man setzt da über die Forme einige Schaufeln Schwefelkies, und etwa zwanzig Pfund Stangeneisen. Und sobald man bemerkt, daß das im Heerde befindliche zu fließen anfängt, besonders bei der Forme; so werden die Heerdrände

von

von den anhangenden bleyichen Kränzen gereiniget, und man untersucht: ob Stangeneisenstücke ungeschmelzt bei dem Gebläse vorbei gegangen sind, da sie denn zugleich mit den Kränzen herausgenommen werden. Die Kränze legt man über die Forme, daß sie von neuem durchschmelzen. Wenn alles zusammen geschmelzt ist, und der Rohstein über den ganzen Heerd klar steht; so sticht man, worauf gemeiniglich ein Centner, zwanzig Pfund Werkbley erhalten wird, das nicht sonderlich kupfericht ist, und wo der Centner sieben bis acht Loth Gold hält, aber des geseigerten kupfrichten Rohsteins Gehalt beträgt selten mehr, als ein Sechstheil Loth Gold und Silber, zusammen im Silber.

So hat man aus dem Schmelzen 14 und dreyviertel Mark Blickgold und darüber geliefert, anstatt, daß man beim gewöhnlichen Seigern bei einer Arbeit in eben der Zeit, und mit fast gleichen Kosten, nicht mehr, als ungefähr die Hälfte, davon heraus bringen konnte.

Bei allen Bergwerken, wo Gold- und silberhaltige Kupfererze zugleich mit Bleyglanze zu finden sind, scheint diese neue Seigerungsart mit großem Vortheile anwendbar.

Ende des dritten Quartals.

Viertes Quartal.

Weinverbesserungen,

oder

Anweisung

vom Herrn Professor Beckmann

aus gemeinem Landweine allerley fremde Weine nachzumachen, welche an Farbe, Geruch und Geschmack den natürlichen gleich sind, und durchs Alter sich verbessern.

Dieser Aufsatz ist, nach Aeußerung des Herrn Verfassers, oft in Leipzig nnd in mehreren Orten, mit 200 bis 400 Thalern bezahlt worden, und die darin gegebene Anweisung wird noch jetzt gebraucht.

Aus gemeinem Landweine guten beständigen Sekt zu machen.

Dazu braucht man 15 Pfund frische Korbrosinen oder Zibeben, welche letztere noch besser sind; 10 bis 12 Pfund guten Zucker oder weissen Kandis-Zucker;

ferner 40 Tropfen Weinsteinöl (oleum tartari per deliquium) und 30 Tropfen gu-
ten Vitriolgeist (spiritus vitrioli).

Man löset die Rosinen sauber von ihren Stielen ab, schneidet sie auf, schüttet sie in ein festes, mit heissem Wasser ausgebrantes Weinfaß, und füllet einen Eimer geringen Landwein darauf; doch muß das Faß eine gute Hand hoch leer bleiben. Im Sommer stellet man es in ein Zimmer, wo es warm ist, oder wohin die Sonne kommen kann; im Winter aber in ein geheitztes Zimmer; jedoch darf es nicht zu heiß stehen, sonst zerspringen die Bänder, und der Wein säuret. Den Zucker zerschlägt man in Stücke von der Grösse welscher Nüsse, und wirft ihn ins Faß. Alsdann legt man die flache Hand aufs Spundloch, und schüttelt den Wein eine Viertelstunde lang hin und her, welches täglich morgends und abends bis zu Ende der Gährung wiederholet werden muß. Drey Tage nach Füllung des Fasses, gießt man das Wein-

steinöl und den Vitriolgeist hinzu, worauf die Gährung gemeiniglich nach 2 Tagen anfängt, und alsdann hat man in 4 bis 8 Wochen nichts weiter als das Umschütteln zu beobachten. Nach geendigter Gährung legt man das Faß in einen frischen Keller, läßt es daselbst einige Tage liegen, bis ein Bodensatz erfolgt ist; alsdann zieht man den Wein vollkommen klar in ein reines Faß, welches in einen guten Keller kömmt, wo der Wein, ohne grosse Wartung, beständig gut bleibt.

Die oben vorgeschriebene Menge Zucker muß nicht auf einmal hinein geworfen werden, weil sonst die Gährung gar zu plötzlich und heftig erfolgen würde; sondern man wirft zuerst die Hälfte oder noch weniger hinein; hernach wiederum etwas, wenn man glauben kann, daß die Gährung zur Hälfte geschehen ist, und endlich das übrige etliche Tage vor Endigung der Gährung. Die ersten 14 Tage darf die Wärme nicht fehlen, doch kann, wenn durch

ihre Verminderung die Gährung gestört würde, solche wiederum durch 40 Tropfen Weinsteinöl und 15 Tropfen Vitriolgeist erregt werden, wobei das Faß wohl geschüttelt, und Nachts warm gehalten werden muß. Unter der Gährung wird das Spund des Fasses halb offen gelassen; die letzten 14 Tage aber kann es genauer verstopft werden. Eine Probe, ob die Gährung vollendet sey, ist, wenn man ein Wachslicht, ohne daß es verlöscht, über das Spundloch halten kann; imgleichen wenn man, nachdem man die Oeffnung mit der Hand bedeckt und das Faß gerüttelt hat, keinen elastischen Dunst bemerkt.

Niemals darf man, weder guten noch schlechten Wein, durch Löschpapier, noch durch Leinwand, wäre diese auch noch so gut gewaschen, filtriren, weil sonst der Wein zuverläßig einen unangenehmen Geschmack annehmen würde; will man ihn ja durch Filtriren klären, so nehme man lieber ein weisses, mit Seife gewaschenes,

wohl=

wohlausgespültes und getrocknetes wollenes Tuch.

Die Rosinen müssen von den Stielen gereinigt, nicht aber gestossen werden; denn die zerstossenen Kerner würden dem Geschmacke des Weins schaden. Aber aufschneiden muß man sie; denn sonst würden sie zwar aufquillen, aber nicht gänzlich ausgezogen werden. Die grossen Korbrosinen geben dem Weine eine gelbere Farbe, als die Zibeben. Die Stiele können zu Eßig genützt werden. Das Faß, worinn der Wein gemacht wird, darf nicht mit Schwefel eingebrannt seyn; höchstens darf man es nur mit Haberstroh ausbrühen. Man hebt jedes Faß zu einerley Gebrauch auf, weil einerley Wein in einerley Gefäß am ehesten geräth. Unter der Gährung muß es auf einem Lager liegen, damit es überall gleich stark erwärmt werde. Beim Abziehen hüte man sich, daß kein Unschlitt und kein Rauch ins Gefäß komme. Niemals darf man die Fässer in dumpfige Kel-

ler, oder in Bier = und Milchkeller legen. Uibrigens braucht diese Art verbesserter Weine keinen Einschlag, wie der geringe Landwein; sie hält sich, ohne sonderliche Wartung, wenn auch das Faß nur halb voll ein halbes Jahr liegen sollte; auch läßt sie sich sicher über See verfahren. Sollte der Wein, wenn man auch obige Vorschrift genau befolgt hat, nicht in Gährung gleich gerathen wollen, so ist er deswegen noch nicht verdorben; vielleicht ist alsdann der Landwein zu stark geschwefelt gewesen; man darf in diesem Falle nur mehr Weinsteinöl und Vitriolgeist zusetzen, oder etwas aus dem Fasse in eine saubere verzinnte Branntweinblase schütten, darin etwas erwärmen, hernach ins Faß zurück giessen, und solches schütteln; endlich geht der Wein gewiß in Gährung. Anstatt daß man, wie oben gesagt ist, den Wein sich durch die Ruhe klären läßt, kann man solches auch, wie sonst gewöhnlich ist, durch Hausenblasen bewirken und beschleunigen.

Ita=

Italienischen Wein zu machen.

Man wirft $7\frac{1}{2}$ Pfund Korinthen in einen saubern, groben feuchten leinenen Sack, reibt solchen zwischen den Händen, damit die Stiele abgehn, und schüttet sie darauf in einen geringen Wein, um sie damit von den Stielen abzuwaschen. Alsdann zerstösset man sie in einem Mörsel, und wirft sie in denjenigen Wein der verbessert werden soll. Der Wein, welcher die Stiele enthält, kann durch ein sauberes Tuch oder durch Löschpapier filtrirt und auch hinzu geschüttet werden. Ferner nimmt man auch $7\frac{1}{2}$ Pfund Rosinen hinzu, die eben so, wie oben gelehrt ist, zubereitet werden. Uibrigens wird alles wie bei dem Sekt gemacht; weil aber diese Weine nicht gar stark seyn dürfen, so gießt man gleich anfangs den vierten Theil Wasser hinzu, welches mit ein wenig Weinstein abgesotten ist.

Tokayerwein zu machen.

Einen Eimer schlechten Landwein thut man in ein zweyeimeriges Faß, welches vorher mit einer Muskatnuß, nicht aber mit Schwefel, ausgeräuchert seyn muß; denn Schwefel leiden die süssen Weine überhaupt nicht. Man wirft 20 Pfund guten Farin= Zucker hinein, rührt alles mit einem Stabe einen ganzen Tag lang um, oder schüttelt beständig das Faß, bis aller Zucker zergangen ist; denn sonst setzt er sich fest am Boden an. Ferner werden 30 Pfund Zibeben, nachdem sie, wie in der ersten Vorschrift gemeldet ist, zubereitet sind, hinein gethan. Das Faß, welches nun an einem warmen Orte liegen muß, wird alle 2 Tage fleißig umgeschüttelt. Nach drey oder vier Tagen nach der Mischung, setzt man 40 bis 80 Tropfen Vitriolgeist und 60 Tropfen Weinsteinöl hinzu, schwenkt ihn oft um, und läßt ihn ausgähren, zieht ihn alsdenn auf ein neues Faß, welches ganz voll,

und wohl zugespündet werden muß. Je länger dieser Wein liegt, desto stärker, lieblicher und gesunder wird er.

Muskatellerwein.

Man macht alles eben so wie bei dem Ungarischen oder Tokayerwein; aber 6 oder 8 Tage vor Endigung der Gährung wirft man frische, im Schatten getrocknete Hollunderblühten, die in ein Säcklein gebunden, hinein; und zwar 4 bis 5 Loth auf einen Eimer gerechnet. Auf solche Weise erhält man einen Wein, der dem besten natürlichen gleich ist.

Frontignac.

Auch dieser wird ganz wie der Ungarische Wein gemacht, nur daß man 6 oder 8 Tage vor dem Ende der Gährung ein Säcklein mit 1½ Unzen Scharlachblättern *), 2 Unzen frische gedörrte Hollunderblühten und

*) Scharlachblätter sind, wie ich meyne, die Blätter von Salvia sclarea Lin. Hr. Sprengernen

und etwas Basilikum hinein henket, und alles vollkommen vergähren läßt. Auch in Italien macht man diesen Wein auf diese Art.

Ali=

nennet sie ebenfalls bei Bereitung des Muskatweins. Der Gebrauch dieser Blätter ist schon alt. In Collectanea chymica Leidensia, zwote Ausgabe Jena 1700. 8. steht S. 736: „Anweisung einen weinigten Liquor ohne „Wein zu machen, welcher allen andern den „Geruch des Weins giebt. Nimm Schar„leyen oder wilder Salbeyblumen etliche „Pfund, Weinhefen eine genugsame Menge; „beitze sie mit einander vier Tage, hernach „destillire. Den destillirten Liquor rektifi„zire 2 bis 3mal über frische Blumen, und „behalte ihn sodann zum Gebrauche. Wenn „davon 3 oder 4 Tropfen zu einem Nösel „oder Pint hochländischen Wein gegossen, „so wird alsbald Muskatwein daraus. Gießt „man diesen Liquor in Rheinwein, so wird „der allerbeste, der Bacharacher, daraus.“ — Dieses Buch enthält viele Vorschriften zur Weinkunst, die nicht unbrauchbar zu seyn scheinen.

Alicantenwein.

Dazu gehören 28 Pfund gelber Farin und 30 Pfund kleine Rosinen und Korinthen, wobei übrigens alles, wie bei dem spanischen Weine, gemacht wird, außer daß man gleich beim Anfange der Gährung einen kleinen Sack hinein henket, worin 1 Loth gequetschter Galgant und 1 Quentchen Zimt, und eben so viel Gewürznelken befindlich ist.

Lacrima Christi.

Zu dem nach der ersten Vorschrift bereiteten Sekt, der so gut als möglich gerathen seyn muß, thut man so viel Syrup von schwarzen Kirschen, daß er schwarz wird, und eine liebliche Säure erhält. Man kann diesen Syrup in Vorrath machen; man darf ihn nur durch reinen Parchent laufen lassen, und ihn alsdann in ein reines Fäßchen fassen.

Rhein=

Rheinwein zu machen.

Man nimmt dazu den Rest von den Rosinen, die von dem ungarischen Weine, nach dessen Gährung, übrig geblieben sind. Darüber gießt man einen Eimer Landwein, und thut noch höchstens 12 Pfund Zucker hinzu, mit der Vorsicht, daß solcher vollkommen darin zergehe. Zu viel Zucker darf nicht genommen werden, weil der Rheinwein etwas herbe seyn muß. Uibrigens braucht man, wie oben, Weinsteinöl und Vitriolgeist, um die Gährung zu erregen.

Anweisung den Einschlag zu diesen süssen Weinen zu machen.

Man steckt in Muskatnüsse mit der Gabel Löcher, und bespickt sie mit Gewürznelken, auch Zimt, legt sie darauf eine Nacht in starken Branntewein. Den andern Tag henket man sie an einen Drat, zündet sie an, und henket sie etwa eine

Span-

Spanne tief ins Spundloch, welches man so viel zudeckt, daß die Nuß nur brennen kann, und der Rauch so viel möglich im Fasse erhalten werde.

Neu bemerkte Nelkenfeinde v. Hirschfeld.

Diejenigen, welche zeither vom Bau der Nelke geschrieben, haben, wenn sie auf den Titel der Nelkenfeinde gekommen, nur der Ohrwürmer, der Blattläuse, Schnecken und Flöhe erwähnt; ich (der Verfasser) habe aber bei vieljährig selbst getriebenem Nelkenbau, mehr, als angezeigte, bisher bekannt gewordene Feinde, mit nicht unbeträchtlichen Schaden kennen gelernt, die ich hier den Liebhabern dieser Blume bekannt mache.

Herr D. Weismantel im Blumisten 1ter Theil, S. 259. ꝛc. erwähnt, daß er in den Jahren, (1778 und 1779) ein neues, zeither weniger als die Flöhe nelkenschädliches Insekt, aus Sachsen kennen

nen gelernt. Er schreibt: "Es ist eine „ weiße, nakte, kleine Motte, die im in„ nern Mark der Pflanze, allemal im häus„ lichen Winterquartier, alles zusammen„ schrotet, so, daß die Pflanze unten frisch „ da stehet, aber die obern Herzblätter „ weißlicht und schimmlicht aussehen, und „ wenn man diese anfaßt, so hat man „ sie, ehe man es denkt, in Händen ꝛc. „ Mehrentheils soll dieser Schaden im Win„ ter geschehen, und also ist dieses Insekt „ auch nur in warmer Uiberwinterung aus„ geheckt, oder vielmehr unterhalten wor„ den, und wird bei der freyen Landüber„ winterung wegfallen."

Ich habe von diesem Feinde nicht eher Kenntniß gehabt, bis ich diesen Winter 178⅔ selbst damit heimgesucht wurde. Das was ich hievon gelesen hatte, war meinem Gedächtniße entgangen, und die eigene Erfahrung foderte mich auf, nachzuschlagen, ob nicht irgend ein Autor dieses so schädlichen Insekts erwähnet hätte, und ob nicht

Mittel vorhanden wären, diesem Verwüster Gränzen zu setzen. Nirgends aber, als eben im ersten Theil des Blumisten, fand ich dieses Insekts gedacht.

Meine Erfahrung ist folgende. Ich gieng den Winter über, meine im Winterquartier befindlichen Senker von Zeit zu Zeit durch, und im Monat Dezember, ohnerachtet ich meine Nelken in einem unter dem Sommerhause meines Gartens befindlichen Gewölbe immer kalt und lüftig halte, so fand ich doch bei einigen, daß die Wipfel der Senker die Steife verlohren und zu welken anfiengen. Je öfter ich sie betrachtete, je bedenklicher wurden sie mir. Ich fieng an genauer nachzusehen, das Laub war los, ich blätterte weiter, und fand das Zerschroten des Laubes, höhlte mit einem spitzigen Federmesser das zerschrotene Mark bis auf den Grund heraus, und weil den Feind der Kitzel stechen mochte, so kam eine vorbeschriebene weiße etwa 4 Linien lange, sehr dikhäutige, harte feste Motte zum Vorschein.

Auf diesen Fuß behandelte ich alle kopf=hängende Senker mit gleichem Erfolge.

(Weil ich alle Jahre diejenigen Stöcke, wovon ich Ableger gewonnen habe, aus guten Gründen vernichte, so pflanze ich im Herbst, in ganz neuen Boden jederzeit den besten Senker im Napf, um ihn im Winterquartier auszuwintern, und das folgende Jahr in diesem nämlichen Napf und Boden blühen zu lassen. Die übrigen gesunden Senker, die Nelke sey so theuer, so schön und so selten als sie wolle, pflanze ich ins volle Land und wintere sie da aus.)

Mein Verlust war, nach meinem Urtheil, nicht groß, weil ich eben die von der Motte zerstörten Senker noch mehrmalen im vollen Lande hatte. Ich konnte indeß nicht gleich nachsehen, weil alle meine Nelkenbeete mit Schnee bedeckt waren. Nach erfolgten Thauwetter wollte ich die nämliche Numer aus dem Lande ausheben, aber auch diese Senker hiengen die Köpfe; ich visitirte, und (kaum ist es glaublich) alle

Sen=

Senker dieser Numer, wo im Napfe die Motte den Senker vernichtet hatte, waren auch im Lande ein Raub des Feindes geworden. Die Motte in den Senkern im Lande war lebendig und so munter, wie im Winterquartier. Schwerlich werde ich eine dieser Pflanzen erhalten; gewiß aber ists, daß ich diesen Sommer keine Blume hievon sehen kann, gesetzt auch, daß sich die Pflanze erhält, und Seitentriebe zu neuen Senkern treibt. Ich ziehe hieraus den sichern Schluß, daß die Wärme im Winterquartier und die Verzärtelung der Pflanze die Motte nicht ausgeheckt hat, sonst würden die der freyen Natur überlassenen Senker im Lande nicht gleiches Schicksal gehabt haben. Sehr wahrscheinlich aber ists, daß die warme Herbstwitterung das Leben dieses Insekts bewirkt hat, und daß sämmtliche Senker bemottet im Napf und ins volle Land verpflanzt worden sind. Die Entstehung dieses Insekts aber, muß entweder von einem fliegenden Insekt her-

rühren, welches seinen Brut in die Herz=blätter der am Stock im Napf eingesenkt gewesenen Ableger vertheilt hat, oder diese Motte ist im Boden befindlich, den ich mit Schlamm vermischt habe, und der, ob er gleich 3 Jahre gewittert, doch noch nicht genug ausgewittert seyn mag, aus welchem Schlamm vielleicht dieses Insekt jung in die Pflanze gekrochen und dergleichen Zerstö=rung angerichtet hat; doch ist ersteres wahr=scheinlicher, als letzteres. Ich habe oben gesagt, daß die beschriebene Motte eine sehr dickhäutige, harte, feste Motte sey, und beinahe hätte mich folgender Vorfall verlei=tet, diese Motte für einen Holzwurm, oder für diejenige Motte, so den Sallat vernich=tet, zu halten. Denn, den 28ten März des 1783sten Jahres, hob ich aus dem vollen Lande Aurikelpflanzen aus, die ich in Näpfe setzte, um sie darinn blühen und mahlen zu lassen. Eine dieser Aurikel fiel beim Ausheben in Stücke, (es traf den König Herodes, der im Harlemmer Kata=

log

log 25 fl. zum Verkauf stehet.) Der hohe Preis dieser Pflanze machte, daß ich genauer nach der Ursache suchte; ich fand, daß sie ein Insekt beschädigt hatte, ich wühlte im Boden herum, und fand einen vollkommen ausgewachsenen, gesunden, muntern, gelben Mehlwurm, nebst einen kleinern, der so zimlich den in den Nelkensenkern gefundenen Motten glich, nur war er 2 bis 3 Linien länger, härter und dicker.

Wie diesem Feinde, ehe derselbe schaden kann, zu begegnen, hab ich zur Zeit noch nicht ausfindig machen können. Richtig ist es indessen, und mit meinem Schaden bestättiget, daß der vom Hrn. D. Weismantel zuerst beschriebene Feind wirklich existiret, aber noch wunderbarer ist mirs, daß die, von der Motte ruinirten Nelkensenker größtentheils Weismantelsche Nelken getroffen haben: z. E. Grand Admiral, bella Franciſca, le Brave blaue Bizard famenſe, Incarnate admirable, Achilles, Roſe blandine ꝛc. Wissent-

lich kann mir selbiger hiemit kein Präsent gemacht haben, da ich dazu kein Verdienst um diesen großen Nelkenisten habe.

Der zweyte Feind, wovon ich vorher weder Wissenschaft noch Erfahrung gehabt, ist eine 8 Linien lange, 5mal dickere als vorbeschriebene, aber viel zarthäutigere grau-grüne schwarzköpfige Motte, die sich nach der Flor in die Saamenkapsel einfrißt, und alle Saamenbehältnisse aushölet. Sie ist um so viel schlimmer, da man von außen nicht die geringste Spur von diesem Insekte gewahr wird. Ich entdeckte dies Insekt im August des Jahres 1781 das erstemal. Ich hatte alle Nelken, welche Saamen angesetzt hatten, zusammen gesetzt, und weil mich meine Amtsgeschäfte nöthigten, 8 Tage abwesend zu seyn, so trug ich die Pflege und Wartung der Nelken meinem hinlänglich instruirten Gehilfen auf, dessen Sorgfalt aber hatte sich nicht bis auf die Saamenkapsel erstreckt. Nach 8tägiger Abwesenheit hielt ich Revue, ich befühlte die Saamen-

menkapseln, und ich fand hie und da einige, die sich zusammendrücken liessen. Mir fiel weiter hiebei nichts ein, als daß ich mich geirret. Ich riß die Knospen ab, und setzte die Stöcke zu den übrigen, die keinen Saamen trugen. Nach einigen Tagen visitirte ich wieder, ich fand mehr Knospen, die sich zusammendrücken ließen, ich sah genauer nach, und entdeckte in der Saamenkapsel ein Loch, darinne ich nach weiterem Nachsuchen eine große gedeihliche Motte fand, die den Saamen verzehret hatte. Nun fand ich mehrere, tödtete alle aufzufindende saamenfressende Feinde, besichtigte alle Tage die Saamenkapseln, sah nichts mehr und doch war am Ende der Erfolg, daß ich im Jahre 1781 auch nicht ein Saamenkorn erzeugte. Im folgenden Jahre fand sich dieses Geschmeiß wieder ein, meine täglich genauere Aufsicht und sorfgältigere Vertilgung war das Mittel, daß ich noch eine zimliche Prise Saamen rettete.

Der dritte Feind ist eine 2, 3, 4, 5 Linien lange, grüne, grauschwarzköpfige, lustige, und beim Zerdrücken sehr ungeduldige, unbehaarte Raupe, oder Motte. Sie fand sich im Junius 1783 das erstemal, sowohl auf den Nelken im Lande, als auf den Nelken in Näpfen auf der Stellage ein. Theils fraß sie mir die Herzblätter in den zu Senkern schicklichen Zweigen aus, theils setzte sie sich an die Knospen der Blühspindel, bohrte sich ein, und höhlte selbige ganz aus. Den Tag über hielt sie sich versteckt, früh um 5 Uhr aber ließ sie sich, ehe die Sonne drückte, von außen sehen und ablösen. Dieser Feind hat mich dieses Jahr um mehr als 1000 Blumen, und über 500 Senker gebracht. Dieser dritte und der zweyte mag wohl ein und eben derselbe Feind seyn; denn obwohl der zweyte länger und dicker ist, so halte ich dafür: daß sich diese Raupe oder Motte erst durch das Fressen des zarten Laubes verstärkt, und fähig macht, im Julius und

August sich an die härteren Saamenkapseln zu wagen und solche zu vernichten.

Der vierte wahrscheinlich überall bekannte, aber in den vorhandenen Nelkenabhandlungen, in so weit ich solche gelesen habe, nirgends beschriebene Feind ist eine Art Raupe, die so wie ein Ygel bestachelt, über und über behaaret oder ganz rauch ist. Die Gestalt ist Linsenrund, ohngefähr zwischen 2 und 3 Linien lang, und wenn ich das Behaarte dazu rechne, dicker als lang. Die Farbe ist gelb, auch grau. Beobachtungen durch ein Mikroscop hab ich weder mit diesen noch mit andern Feinden anstellen können, vornehmlich weil ich Insektenabhandlungen Physikern überlasse, und meine Absicht nur ist, Nelkenliebhabern die Feinde ihres Vergnügens, so viel als hinlänglich, kenntlich zu machen. Dieses Insekt (ich will es den Nelkenygel heissen,) frißt das Feine vom Laube und vom Blühspindel ab, läßt nur das Gerippe vom Blatt, und das Holzige vom Spindel übrig.

wodurch der Saft im Steigen verhindert wird, ausdünstet, Laub und Stengel vertrocknet, und die Knospe einknickt. Ich habe oft 20 bis 30 am Stocke abgelesen, gemeiniglich aber bin ich diesen Feind immer zu spät gewahr worden. Am meisten sind bei mir die Saamennelken im vollen Lande damit belastet; selten sind sie mir auf die Postamenter, wo die alten Stöcke und die Absenker von alten Stöcken stehen, gekommen, und ich glaube, daß ihnen das Laub der alten Stöcke und Senker zu strenge ist, daher sie also lieber die zarten Sämlinge auf vorbeschriebene Art beschälen. Dieser Feind scheint viel Phlegma zu haben, und man wird bei der sorgfältigsten Beobachtung nicht die mindeste Bewegung gewahr. Nicht alle Jahr ist dieses Insekt gleich zahlreich; ich habe aber diejenigen Saamen- und andere ausgewinterte Stöcke und Senker vorzüglich damit besetzt gefunden, von welchen ich einige Wochen vorher, dasjenige Insekt, welches gleichsam in einer Art

weis-

weissen Speichel (der um hiesige Gegend Gukuksspeichel genannt wird,) sich versteckt hält, vielfältig vertilgen müssen.

Der fünfte Feind ist eine 1 Zoll lange, $\frac{1}{5}$ Zoll dicke Motte, grösser und stärker als eine Mistmotte, welche mehrentheils sich nur aus Noth an die Nelkensenker macht. Sie frißt jedoch nach und nach alles Laub bis auf den Strunk ab, ist aber leicht zu entdecken, weil sie sich in der Erde nahe an der Pflanze flach auf- und ihre Ein- und Ausfahrt offen hält. Ihre liebste Nahrung ist das weichere Aurikellaub; ich glaube aber, daß andere, die ihre Nelken- und Aurikelerde nicht, wie ich, mit Schlamm vermengen, von diesem Feinde nichts zu befürchten haben. Mich zwingt indessen dieser, obgleich schädliche, doch leicht zu entdeckende und ruhig liegen bleibende Feind noch nicht, von meiner Erdvermischung abzugehen.

Der sechste Feind ist die bekannte Wor-
le oder Erdkrebs. Er schrotet, wenn er
sonst nichts findet, das Nelken = und Au=
rikellaub ganz ab, und was er nicht ver=
zehrt, sucht er in seine Fahrt zu ziehen.
Ich vertilge sie damit, daß ich Wasser mit
Leinöl vermischt, in die Fahrt gieße, tref=
fe ich nur die rechte Fahrt, wo er sitzt; so
zeigt er sich bald, taumelt hin und her,
und so tödte ich ihn alsdann.

Endlich bin ich auch in dem so heissen
und dürren Sommer 1782 mit einer un=
zähligen Menge schwarzen fliegenden Insek=
ten heimgesucht worden, welche während
der Flor in den aufgeblühten Nelken, meh=
rentheils aber in der Hülse, sich verborgen
halten. Sie sind nicht gröſſer als eine
Floh. Einer kann nicht viel schaden, da
aber oft bis 100 in einer Hülse ihren Sam=
melplatz hatten, so wurde ich dadurch ge=
wahr, daß sie ihre Nahrung durch das Be=
nagen der Blumenblätter, unten am Saa=

men=

menknopfe, wo die mehreste Süßigkeit ist, suchten, und die Dauer der Flor störten.

Vertilgungsmittel gegen diese mir zeither unbekannt gewesenen Feinde, sind mir noch nicht bewußt, weshalb ich diejenigen, die sich jedes Insekts Entstehungsart bekannt zu machen suchen, bitte, Nelkenfreunden durch ihre Einsichten zu Hilfe zu kommen.

Ein Mittel wider die bei den Veilchen, und anderen Pflanzen auf warmen Mistbeeten so gewöhnliche Fäulung und Vertrockung des Stengels.

Es wird einem jeden Gartenfreunde, der im Frühjahre frühe Pflanzen auf warmen Mistbeeten anzuziehen pflegt, nur allzusehr bekannt seyn, wie gemeiniglich an dem Stamm oder Stengel der Veilchen, Gulbenlak, ꝛc. insbesondere aber des Blumenkohls und anderer Kohlpflanzen sich eine Fäulniß äußert, indem sie unten einschrumpfen,

pfen, schwarz werden, umfallen, und endlich verdorren. Diese Krankheit entsteht eigentlich von den ölichten und andern scharfen warmen Dünsten, die sich in solchen gemeiniglich mit recht fetter Erde angefüllten warmen Mistbeeten häufig erzeugen. Indem sie aufsteigen, werden sie nicht immer durch hinlängliche Oeffnung der Fenster gehörig abgeleitet. Sie fallen alsdann von dem Glase in großen Tropfen auf die Pflanzen nieder, und ziehen sich unten um den Stengel zusammen. Hier kann diese Feuchtigkeit von der fetten Erde, die immer stark ausdünstet, nicht sogleich ganz eingesogen und vertheilt werden, sondern bleibt in der Oberfläche der Erde zunächst am Stengel stehen, wird immer durch neuen Zusatz vermehrt, und geräth endlich durch die anhaltende Wärme, sowohl des untern Mistes als der Sonnenstralen in Gährung. Dadurch wird nun der noch zarte Stiel der Pflanze mit angegriffen, die Pflanzensäfte verderben, die noch äußerst feine Saftröhren

ren werden zerstört, sie schrumpfen ein, erhalten von dem verbrannten Safte eine schwarze Farbe, und die Pflanze selbst, die sich noch eine Zeit lang durch die von oben eingesogenen Feuchtigkeiten frisch erhalten hat, sinkt endlich kraftlos dahin, und stirbt.

Der erste Grund dieses Uibels liegt also in der Fettigkeit der Erde, die durch die gleichfalls ölichte fette Wärme des Mistes in Bewegung gesetzt wird, und mit ihr vereinigt aufsteigt. Man würde daher diesem Uibel am sichersten durch eine ganz magere Erde zuvorkommen. Allein, dadurch würde dann zugleich den Pflanzen die ihnen so zuträglich nährende Kraft einer fetten Erde entrissen, und ihr vollkommenes Gedeihen von einer andern Seite geschwächt werden. Blos eine gute Wartung des Mistbeetes und eine ganz gemäßigte Wärme desselben, tragen auch sehr vieles zur Verminderung dieses Uibels bei. Bei dem allen können aber oft zwey trübe Tage, an denen die Fenster nicht geöffnet worden, die Dün-

ste im Beete also darinn geblieben sind, verursachen, daß alle Pflanzen von dieser Krankheit angesteckt werden.

Hier ist also ein Mittel nöthig, das diese Entzündung gänzlich verhindern kann, ohne die Pflanzen in ihrem Wachsthume zu schwächen. Und da habe ich bei verschiedenen wiederholten Versuchen folgendes am wirksamsten gefunden.

In der, aus ganz altem verfaultem Kühdünger, Laub- oder Holzerde, und feiner Garten- oder ausgewitterter Schlammerde vermischten und gut zubereiteten Mistbeeterde werden mit der Hand ganz flache Rinnen gemacht, worinn man den Saamen säen will, etwa einen halben Zoll tief, und vier bis sechs Zoll breit. Die Erde wird zu beiden Seiten hingezogen, oder in einen Topf ganz herausgenommen, und wieder nachher aufgestreuet. In dieser Vertiefung streue man eine dünne ebene Lage von trockenem leichtem Bergsande aus. Oben drauf säe man den Saamen nicht zu dick, drücke

ihn

ihn mit der umgekehrten Hand überall leise an den Sand, streue noch einmal eine dünne Lage Sand hin, dann die zuerst beiseite genommene Erde, und endlich zuletzt wieder etwas Sand oben drauf, welcher ebenfalls etwas sanfte angedrückt wird.

Bei dieser Methode, — verbunden mit einer gehörigen Zubereitung und übrigen sorgfältigen Wartung des Mistbeetes, — wird nicht leicht eine Pflanze verderben. Denn der Sand zieht den niedersenkenden Dampf sogleich an, und durch den Sand vertheilt sich diese Feuchtigkeit alsobald überall hin; die Pflanzen werden folglich davon befreyt. Uibrigens wird das fernere Wachsthum und Gedeihen der Gewächse auf warmen Mistbeeten durch das mit Beurtheilung und öfterer fleißigen Nachsicht verbundene Luftgeben, oder Oeffnen und Schließen der Fenster, sehr befördert.

Lebensordnung für das Rindvieh.

Wer gute starke gesunde Ochsen und Kühe zu ziehen gedenket, muß nur von starken, gesunden, und im minderen Alter befindlichen Kühen, die Kälber zur Zucht bestimmen, er wird zugleich sehr wohl thun, dem neugebohrnen Kalbe, alle Gemeinschaft mit der Mutter, ja selbst ihre Milch zu versagen. Dies ist das Mittel, die Sehnsucht zwischen diesen beiden Kreaturen zu heben, das Kalb für erhitzte, oft zu seiner Nahrung überflüßige, oft nicht hinlängliche Milch zu bewahren, und den daraus entstehenden Krankheiten, die gar vielen Kälbern das Leben kosten, und hauptsächlich in hartnäckigten Durchfällen Dissenterien bestehen, vorzubeugen. Man thut wohl, dem Kalbe in den ersten zwölf Stunden seines Lebens keine Nahrung anzubieten, und es demnächst mit lauwarmer süssen Milch, täglich dreymal, und zwar allemal in kleinen Portionen zu tränken. Giebt sich je-

mand

mand nur 1 bis 2 Tage Mühe des Kalbes Kopf, nach dem Gefäße, worin die Milch ist, zu lenken, einen Finger mit Milch zu benetzen, und selbigen dem Kalbe in das Maul zu thun, so wird es an dem Finger saugen, und geschwinde ohne Beihilf des Fingers saugen lernen. Mit dieser Nahrung wird 4 Wochen fortgefahren, und in den folgenden 2 bis 3 Monaten abgeraumte, auch Buttermilch mit Wasser vermischt, grobes aber gut ausgebacknes Brod mit Salz bestreut, Leinkuchen in Milch gesotten, auch feines und wohlgewonnenes Heu gefüttert, und so wie das Kalb im Altar zunimmt, auch die Fütterung verhältnißmäßig verstärket.

Die folgenden 3 Monate wird, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, entweder gutes Heu oder süsses, und nicht gar junges Gras, desgleichen geschrotner Haber mit Salz vermenget, gefüttert, und mit reinem doch nicht eiskaltem Wasser getränket. Ein Kalb, welches von einer guten Art gefallen,

gesund zur Welt gekommen, den 1ten Monat lauwarme süsse Milch in gehöriger Menge genossen, in den zween folgenden Monaten abgeraumte Milch, Brod Salz und Heu erhalten, in ferneren drey Monaten gutes Heu oder Gras, Haberschrot, Salz und Wasser, so viel nöthig, bekommen, gleich in den ersten Tagen seines Lebens an die Krippe gebunden, täglich ausgemistet, und täglich mit einem Wischstroh geputzt, oder gestriegelt, niemals aber aus dem Stall oder auf die Weide gelassen worden, wird nach Verlauf dieser 6 Monaten, wenigstens so groß und stark, als ein auf die gewöhnliche Art erzogenes Kalb von einem Jahre seyn, und nur sehr selten die gewöhnlichen Krankheiten der Kälber als Durchfälle und Läuse erhalten, möchten sich aber gleichwohl eine oder die andere dieser Ungemächlichkeiten zuweilen einstellen, so muß bei Durchfällen das kranke Kalb einen Tag fasten, und nichts als Baumöl und ein rohes Ey erhalten: die Läuse hingegen

wer=

werden durch Toback im braunen Bier gekocht, und das Kalb mit der Brühe gewaschen, sogleich unsichtbar.

Es wird also nach der vorgeschlagenen Fütterungsart, die Hälfte der Wachszeit gewonnen, und Krankheiten, die nur gar zu oft tödtlich, werden abgewendet: welche beträchtliche Vortheile gar wohl dem mehreren Aufwand, den unsere Fütterungsart gegen die gewöhnlichen verursachet, die Wage halten, und schon deswegen vorzüglicher erachtet werden könnte: allein dies ist nur ein Theil der Vortheile, die aus der angepriesenen Fütterungsart zuverlässig erfolgen.

Der Wachsthum, die Gesundheit und Stärke des Viehes hängt guten Theils von der im ersten Jahre ihres Lebens genossenen Wart- und Fütterung ab, gewöhnlicherweise läßt man das zur Zucht bestimmte Kalb 6 Wochen der Muttermilch genießen, und das Kalb im Stalle herumspringen, so viel es maz. Muß nun die Kuhe wäh-

render Zeit ihre Nahrung im Felde suchen, so wird das Kalb zu durstig, und fällt hiernächst mit zu starker Begierde auf die erhitzte Milch, welches wenigstens dem 4ten Theil der Absetzkälber das Leben kostet. — Das Herumspringen ist nicht minder gefährlich, das Kalb bricht zuweilen ein Bein, oder zersprenget sich was im Leibe.

Nach 6 Wochen soll diese arme Kreatur, an ein und eben dem Tage eine mutterlose Weyse werden, und die Muttermilch mit einer ganz fremden, und von der bisherigen gar sehr verschiedenen Nahrung, nämlich mit Heu und Wasser vertauschen. Diese harten Veränderungen erschüttern die Natur, das Kalb schreyt, will weder fressen noch saufen: endlich wird zwar der Hunger der beste Koch, allein das Kalb ist durch diese unbesonnene, und widernatürliche Entwöhnung, anderer Folgen nicht zu gedenken, wenigstens auf 1 Monat im Wachsthume zurückgesetzet. Nun muß die arme Kreatur, wenn es die Wit-

terung erlaubt, schon zu Felde gehen, sich ermüden, erhitzen, und vom Ungeziefer plagen lassen, um eine magere Mahlzeit zu genießen. Der Wachsthum wird folglich ununterbrochen zurückgehalten, mithin dem Endzwecke schlechterdings entgegen gehandlet, daher dann auch an viel Orten so mageres schlechtes Vieh gesehen wird.

Ein anderer Misbrauch in der Zucht jungen Viehes ist die zu frühzeitige Verschneidung des männlichen, und Befruchtung des weiblichen Geschlechts.

Die Gewohnheit befiehlt, die zu Ochsen bestimmte Kälber, in der zartesten Jugend zu entmannen, um sie gelehriger und das Fleisch schmackhafter zu machen. Man tadelt diese Gewohnheit nicht, sondern wünschet nur, daß es spätter, etwa am Ende des ersten Lebensjahres, und zwar auf eine minder gefährliche und schmerzhafte, als die gewöhnliche Art geschehe. Diese Operation wird sehr selten gefährlich, ja dem leidenden Thiere wenig schmerzhaft seyn,

wenn statt des gewöhnlichen Verschneidens das Abbinden, des zur Fortpflanzung des Geschlechts so nöthigen Theiles, eingeführet wird: und die Dauer, Stärke, auch Munterkeit des Thieres werden ansehnlich gewinnen, wenn solches erst zu der hier vorgeschlagenen Zeit geschieht.

Die Zeit der Befruchtung des weiblichen Geschlechtes ist man dem Triebe der Natur zu überlassen gewöhnt, dieser Gebrauch ist fehlerhaft, denn wenn eine im besten Wachsthum begriffene Kre„tur den Nahrungssaft, welchen sie selbst so nöthig hat, mit einer andern Kreatur theilen soll, so ist nichts natürlicher als daß beide darunter leiden müssen, und daher aus diesem Misbranch nichts als schwache Kühe, und elende Kälber entstehen können. Es läßt sich zwar keine gewisse Zeit hierunter festsetzen, weil der geschwinde, oder langsame Wachsthum des Viehes von der guten oder schlechteren Fütterungsart abhängen, der Eigenthümer des Viehes aber wird doch

nach

nach dem Augenschein die Zeit zu treffen wissen, wenn dem natürlichen Triebe zu folgen, ohne Nachtheil des Wachsthums, gestattet werden könne.

Am sichersten ist es, wenn sich die Landpolizey, so wie in Spanien, aus dergleichen Sachen ein Geschäft machet; die Magistratspersonen alldort finden es nicht unter ihrer Würde, von allen in ihrem Bezirke vorhandenen Viehe, Tabellen zu halten, und solche jährlich zweymal selbst in Augenschein zu nehmen. Dahingegen aber ist auch Spanien vielleicht das einzige Land, wo ein allgemeines Viehsterben, unter die Seltenheiten gehöret.

Eine genaue auf Beobachtungen gebaute Erfahrung hat gelehret, wie die Krankheiten des Rindviehes gemeiniglich aus der Vollblütigkeit, aus der Erhitzung, und schleunig darauf folgenden Erkältungen, aus Verstopfungen ungesunder Nahrung entstehen, die öfters in ansteckende Krankheiten ausarten. Es wird also darauf an-

kommen, die sichersten Verwahrungsmittel wider die aus obigen Quellen fließenden Beschwerlichkeiten an Hande zu geben, um der Krankheiten, und dagegen dienlichen Arzneymittel, überhoben zu seyn: Aderlassen, mässige Bewegung, und der öftere Genuß des gewöhnlichen Küchensalzes, sind die besten Verwahrungsmittel wider die Vollblütigkeit und Verstopfungen des Leibes. Dasjenige Vieh, das auf magern und abgelegenen Weiden seinen Unterhalt suchen, und im Winter mit Stroh und sauerem Heu vorlieb nehmen muß, wird zwar selten die Ungemächlichkeiten der Vollblütigkeit empfinden, wohingegen dasjenige, so im Stalle mit saftreichen und nahrhaften Kräutern gefüttert wird, deren Wirkungen zum öfteren ausgesetzet ist. Dem letzteren muß also wenigstens einmal im Jahre Abergelassen, und es ferner täglich ein paar Stunden aus den Ställen gethan, auch Sommerszeiten an das Wasser zum Abkühlen und Baden geführet werden.

Das

Das Steinsalz ist das reinste, schärfste und beste, also auch dem Vieh das nützlichste, wiewohl in Ermanglung desselben, das gesottene Salz auch seine Dienste thut, denn alle dergleichen Mittelsalze lösen den Schleim im Magen, auch in den Gedärmen auf, erregen Lust zum Fressen und Saufen, halten den Leib offen, gehen mit Milchsafte ins Blut, welches sie flüssig erhalten, und zugleich die Verstopfung der Gekrösedrüsen verhindern: daher denn die Schweizerbauern, ohne die Ursache zu kennen, das Salz als eine Universalarzney fürs Rindvieh brauchen, auch wenig vom Viehsterben wissen. Jedes Stück Rindvieh erhält wochentlich wenigstens einmal Salz, und zwar jedes 2 Hände voll, mit gebrochenen oder geschrotenen Haber vermischt, worauf man es eine Stunde fasten läßt. Das Mastvieh bekömmt noch öfter und mehr Salz. Der Schweizer behauptet, daß 1 ℔. Salz 10 ℔. Unschlitt ansetze, und er befindet sich sehr wohl bei dieser Vermuthung. Starke Erhitzun-

hitzungen, und darauf folgende schleunige Erkältungen sind sowohl dem menschlichen, als Viehgeschlechte schädlich ja oft tödtlich.

Das Rindvieh theilet sich in 4 Heerden, nämlich in Zugochsen, in Kühen, und in zuwachsenden oder jungen Viehe, und in Mastviehe. Der Zugochse muß sein Futter am schweresten verdienen, und er ist es zugleich, welcher den Schlägen, und anderen unvernünftigen Begegnungen, auch den Erhitzungen und Erkältungen am meisten ausgesetzt wird. Die Untersuchung der Frage, ob der Ochs gegen dem übrigen Theil des Rindviehs zur Ungebühr beschweret sey, da er sich bereits in zarter Jugend so schmerzhaften Operationen, so ihn gegen das viehische Vergnügen unempfindlich, und zu dessen Genuß untüchtig machen, ausgesetzet siehet, da er ferner den größten Theil seines Lebens den Pflug ziehen, im besten Alter aber dem Beile herhalten, und denen Menschen zu einer so angenehmen als starken Nahrung dienen muß, gehört nicht für

un=

unser Tribunal. Es wird daher nur angemerket, daß, wenn den so schädlichen Wirkungen der Erkält- und Erhitzung ausgewichen werden soll, man sich möglichst hüten müsse, in den heißen Mittagsstunden die Ochsen arbeiten, oder einmal auf der Weyde zu lassen: daß man ferner einem aus der Arbeit kommenden Ochsen, den Staub und Schweiß mit einem wollenen Tuch, und mit einem stumpfen Striegel abwischen, auch unter einer halben Stunde die Ochsen nicht zum Wasser lassen, selbige auch zu keiner Zeit mit eiskaltem Wasser tränken, vielmehr im Winter allzeit einen verhältnißmäßigen Vorrath von Wasser im Stalle unterhalten, und die größte Kälte davon abschlagen lassen soll, ehe man dem Viehe darin den Durst zu löschen verstattet. — Die Kühe sind der Erkältung, und den üblen Folgen weniger als die Ochsen ausgesetzet, weil ihre eigentliche Bestimmung im Milchgeben, und Kälberernähren bestehet. Der Haushälter, der

sel=

selbe Jahr aus Jahr ein im Stalle füttert, thut am besten, und ist für dergleichen und andere Zufälle mehr gesichert: derjenige aber, so solches weder will noch kann, sey wenigstens besorget, daß seine Kühe niemals in den heissen Mittagsstunden, und allemal auf die nächste Weyde geführet, täglich zweymal mit reinem, und nicht gar kaltem Wasser ohnnachläßig getränket, und weder von den Mägden, wenn sie zuweilen den Hirten versäumen, stark gejaget, oder von dem Hirten mit Hunden gehetzet werden. Das junge Vieh oder der Zuwachs ist eigentlich diejenige Heerde, für welche sich die Weyde oder die Hütung, allenfalls auch eine etwas entfernte Hütung am besten schicket. Nur muß, wenn dabei aller Nachtheil vermieden werden soll, in den Mittagsstunden geruhet, täglich zweymal mit reinem und nicht gar kaltem Wasser getränket, und hier noch weniger als bei den Kühen, dem Hirten sich eines Hundes zu bedienen, erlaubet werden. Das Mast-

vieh wird gemeiniglich in den Ställen gefüttert, und nur in den Mastländern, und Fettweyden, seine Nahrung selbst zu suchen angehalten, daher denn auch nur diese gesegneten Gegenden sich für die Folgen der Erkältung, und Erhitzungen zu förchten, und die nämlichen Vorsichten, die man bei Gelegenheit des jungen Viehes empfohlen, um so unnachlässiger zu befolgen haben, da die Gefahr in Erhitzungen, bei einem fetten Stück Viehe grösser, als bei einem anderen ist. Gegenwärtig bleiben noch ungesunde Nahrungsmittel als eine Ursache der gewöhnlichen, und der ansteckenden Krankheiten zu betrachten übrig, wobei die Nahrungsmittel an sich, als auch die Art des Genußes erwogen zu werden verdienen.

Gras, Laub, Heu, Stroh, geringe Körner, Rüben, Kohl, Kartuffeln, sind die gewöhnlichsten Ernährungsmittel, und kaltes Wasser der gewöhnlichste Trunk des Rindviehes. Gewisse Landwirthe, die da ausgerechnet haben wollen, daß das Rind-

vieh, besonders die Kühe jeden Kreuzer, den man ihnen zu Gefallen ausgiebt, mit einem Groschen ersetzen, pflegen noch allerhand Arten von Klee, Träbern, grünen und trocknen Haber, grüne Erbsen, Wicken, Buchweizen, u. s. w. unter die Nahrungsmittel zu zählen. Alle diese Fütterungsarten sind an und für sich ganz unschädlich, und können, nach Beschaffenheit der Umstände, mehr oder mindern Nutzen schaffen, wenn in der Art und Zeit des Genußes gewisse gar nöthige Vorsichten nicht versäumet werden. Es fallen fast alle Sommer giftige Thaue, die unter dem Namen der Mehl- und Honigthau bekannt sind, in welchen sich Millionen kleinen Ungeziefers generiren. — Diese schädliche Thaue fallen am stärksten auf die fetten Wiesen, auf das Kraut, auf den Klee, auf Wicken und Erbsen, ob sie gleich die übrigen grünen Früchten ebenfalls nicht ganz verschonen. — Die Merkmale dergleichen fallenden Thaue sind anfänglich zweydeutig, und können gleichwohl

wohl dem Viehe sehr schädlich ja tödtlich werden. — Manche Arten dergleichen vergifteten Thaue und Nebel verursachen Durchfälle, andere Blutharnen, andere Blasen auf der Zunge, und noch andere Geschwulst in den Füssen, und Eiter in den Klauen. Was kann also vernünftiger seyn, als das Vieh niemals eher auf die Weyde zu treiben, bis die Sonne das Gras abgetrocknet, oder der Regen es abgewaschen hat? Selbst diejenigen, so ihr Vieh in dem Stalle füttern, thun wohl, das grüne Futter erst nach abgetrocknetem Thaue einzusammeln. Alle aber handlen vorsichtig, bei sich ereignenden und bekannt werdenden giftigen Thauen, die zuweilen dem grünen Futter hartnäckig ankleben, jedem Stücke Vieh ein bis 3 Löffel voll guten Theer, oder einen Löffel voll Theriak nüchtern einzugeben, und das Vieh 1 paar Stunden darauf fasten zu lassen. Fällt aber dergleichen Mehlthau auf Erbsen, Wicken, und Kraut, so ist an keine Verbesserung zu denken, man

muß Erbsen und Wicken an den Mist werfen, und das Kraut lieber auf dem Platz verfaulen lassen, als sich der Gefahr aussetzen, sein Vieh zu vergiften. Wie lächerlich mag diese Vorschrift den Landwirthen klingen, die gewohnt sind ihr Vieh Tag und Nacht auf der Weyde, ja ihnen sogar im späten Herbste das bereifte und verfrorne Gras und den Getreidsaamen fressen zu lassen? Man kann es leiden, daß sie lachen, man wünschet nur, daß sie nicht weinen, und dermaleinst den Verlust ihres Viehes bedauren dürfen. Was für Kraft und Nahrungssaft kann doch ein ausgefrornes Gras liefern? Wie schädlich ist der Reif und das Eis in dem Magen des Viehes. Das geringste Uibel, so daraus entstehet, sind Erkältung, Blähungen und Mattigkeit. Ehe wir diese Materie verlassen, muß noch des Winterfutters und des Getränkes in mehrberührter Absicht gedacht werden. — Jeu was an sich sauer, übel gewonnen, oder

noch

noch auf dem Boden, faul oder schimmlicht geworden ist, kann dem Viehe zu keiner gesunden Nahrung dienen. Wenn es die Umstände nicht anders erlauben, so muß dergleichen nur bei Frostwetter gefüttert, vorher aber das staubichte Heu gedroschen, und aller Unrath sorgfältig ausgeschüttelt werden.

In Sachsen und anderen Orten mehr, hat man die Gewohnheit, dem Viehe im Winter warm saufen zu geben, auch den Häckerling oder das geschnittene Stroh anzubrühen, um es gelinder, und dem Viehe angenehmer zu machen. Es misfallen aber doch diese warmen Brühen, das Anwärmen kostet Kessel, Holz und Zeit, der warme Trank ist wider die Natur des Viehes, es wird matt, und schwitzet darnach. Allein man muß sich zugleich vor den entgegengesetzten Fehler oder vor eiskaltem Wasser hüten, weniger dem Viehe Durst empfinden zu lassen. Es ist eine Generalregel

das Vieh Sommer und Winter täglich zweymal mit reinem Wasser, so weder kalt noch warm ist, zur Genüge zu tränken, und dahin zu sorgen, daß nicht ein Stück Vieh das andere von der Tränke verdränge. Läßt man es an diesen Vorsichten manglen, so kann das Futter im Magen nicht gehörig aufgelöset, und weiterhin zu einem gedeihlichen Milchsaft zubereitet werden. Nicht zu gedenken, daß ein großem Durst ausgesetzt gewesenes Stück Vieh, sich an die erste und beste unreine Pfitze macht, und ein Getränke im Uiberfluß zu sich nimmt, so seiner Gesundheit gefährlich werden muß. — Wir haben die gewöhnlichsten Ursachen der Krankheiten zu entdecken gesucht, und die allgemeinsten Verwahrungsmittel wider dergleichen Unfälle angezeiget, wir wollen nunmehr zur Entwicklung der Fütterungsordnung schreiten, die wir zum Besten der Landwirthschaft befolget zu werden wünschen, und sodann diese Abhandlung mit

ei-

einer kurzen Nachricht von den allgemeinsten, einfachsten, und bewährtesten Arzneymitteln schließen. Die Ochsen, die Kühe und das junge Vieh werden uns allein beschäftigen. — Mit Eintritt des Frühlings scheinet die Natur von neuem belebet, oder wenigstens mit neuen Kräften begabet zu werden, es wird also nicht unschicklich seyn, von diesem Zeitpunkte, die diätischen Regeln anzufangen.

Aus Kälber werden Ochsen und Kühe. Die beste Erziehung der Kälber ist bereits im vorigen gezeiget, und die Fütterungsart vorgeschrieben worden, dermalen wollen wir sie als Jährlinge betrachten. Man leget in den verschiedenen Ländern dem jungen Viehe verschiedene oft unverständliche Namen bei. Wir bleiben bei den natürlichsten, und nennen sie im ersten Sommer Jährlinge, im andern zweyjährige, im dritten dreyjährige, und so hoffe ich, wird uns jeder verstehen. Die Jährlinge beiderley Geschlechts (die wenigen ausge-

nommen, die zur Fortpflanzung des Geschlechts bleiben, und nicht entmannet werden) können ohne alles Bedenken von Walpurgis bis Michaelis untereinander wohnen, und in grasreiche Koppeln gethan, oder in deren Entstehung, auf andere wenig entfernte, und nutzbare Hütungen geführet werden. Man läßt sie gleichwohl des Morgens nicht eher aus den Ställen, bis der Thau guten Theils abgetrocknet ist, und führet sie wieder hinein, so bald es recht heiß wird. Des Nachmittags wird in Absicht auf die Hitze und den Thau ein gleiches beobachtet, alltäglich zweymal getränket, alle Morgen gestriegelt, alle Mittage geschwemmet, oder das Vieh an ein Wasser, worinn es sich baden, abkühlen, und der Fliegen und anderer Insekten erwehren kann, geführet, auch allwochentlich ein- noch besser zweymal Salz und gebrochener Haber gefüttert. Sobald um oder nach Michaelis die Reife einfallen, hat die Hütung ein Ende, weil der Reif dem Grase die Kraft benimmt,

nimmt, und dem jungen Viehe Leibschmerzen verursachet.

Nunmehro gehet das Winterfutter an. Der Stall muß warm, und das Futter gut gewonnen seyn. Man füttert täglich 3mal in verhältnißmäßigen Portionen. Zweymal gutes Heu (aber keinen Grummet, weil solcher zu stark purgiret) und einmal recht kurz geschnittenen Häckerling von süssem Gersten- auch Weizenstroh, mit etwas gebrochenem Haber, oder Gerste und Salz vermischt. Nach genossenen Frühstück und Mittagsmahl wird getränket, und das Vieh bei gutem Wetter täglich eine Stunde in dem Hofe gelassen. — Im darauf folgenden Frühling wird es eben so, als im vorigen Sommer gehalten, ausgenommen, daß die Geschlechter voneinander getrennet, und jedes besonders gehütet werden muß, weil die angehenden Ochsen zwar das Vermögen, aber nicht den Willen, dem Gesetze der Natur zu folgen, verlohren haben, mithin Unheil anrichten, und sich abmat-

ten, auch wohl einander beschädigen könnten. Dieses zweyjährige Vieh besonders das männliche Geschlecht läßt sich allenfalls gefallen, mit einer entfernten doch reichlichen Weyde vorlieb zu nehmen, und die Mittagsruhe unter einem schattichten Baume, oder anderen kühlen Ort vorzüglich aber am Wasser zu suchen. Ist das junge Vieh, so nun ins 3te Jahr gehet, und wovon nach der früheren oder spätern Geburt das Alter um einige Monate verschieden seyn kann, der Vorschrift gemäß gewartet, und gefüttert worden, so wird sich das weibliche Geschlecht, zuverlässig in den Umständen befinden, Mutter werden zu können, und das männliche geschickt seyn, die Last des Joches nach und nach ertragen zu lernen. Man kann also diesen Herbst erstere unter die Kühe stellen, und letztere bei den Zugochsen einquartieren, und sie zu diesen Klassen zählen. Ein Landwirth, der mehr als ein paar Stück Vieh unterhält, thut wohl, über seinen Viehstand ordent-

liche Register zu halten, worinn alle no-
table Umstände, z. E. die Zeit der Geburt,
der Befruchtung, des Kalbens u. s. w. un-
ter die gehörigen Rubriquen bemerket werden.
Sobald also das junge Vieh in eine andere
Klasse gebracht wird, pflegt man am Horne
die Numer aufzuschneiden, die der neue An-
kömmling führt, ihm auch einen Namen
beizulegen, und so Namen als Numer in
das Register einzutragen. Sind solche Re-
gister vernünftig eingerichtet, so kann we-
nigstens die Art von Landwirthen, welche
nicht alle Tage die Ställe durchkriechen wol-
len, mit einem Blick den Zustand des Vieh-
standes wissen, und festsetzen, ob und was für
Stücke beizubehalten, oder auszumerglen nö-
thig sind. Gegenwärtig gehen wir aus dem
Kälber in den Kühestall, und fangen unsere
Fütterungsjahre, abermal vom Frühling an,
und unterscheiden dabei folgende 2 Fälle:
der erste, daß man mit saftreicher, naher,
und hinlänglicher Weyde, die auf keine an-
dere Art zu höhern Nutzen zu bringen, ver-

sehen seye, der zweyte, daß man sich in entgegen gesetzten Umständen befinde, mithin zur Kunst Zuflucht nehmen, und seine Kühe Jahr aus Jahr ein im Stalle füttern müße. Ein 3ter Fall ist bei verständigen Hauswirthen nicht möglich, weil es eine unvergebliche Thorheit seyn würde, viel Kühe bei mageren Futter zu unterhalten, da zuverlässig eine gute und wohlgewartete Kuhe, eben so viele, noch einmal so fette Milch, und eben so vielen auch besseren Dung liefert, als 3 ja zuweilen auch 6 übel gewartete Kühe: Die Regeln obiger beiden Fütterungsarten sind für dem Winter einerley, im Sommer aber von großer Verschiedenheit: daher wir von der Sommernahrung doppelt reden, das Winterfutter aber zusammen werfen werden. — Wer nach obigen Voraussetzungen ein gesundes nahrhaftes Gras im Uiberfluß zu seinen Diensten hat, dem wird im Frühlinge die Witterung, und der Wuchs des Grases die rechte Zeit, mit dem Austreiben der Kühe an-

anzufangen, im Herbste hingegen die einfallenden Reife, die Zeit des Aufstallens lehren. Wir wollen also diesen Landwirthen nur die, vielleicht nicht überflüssige Erinnerung geben, fleißiges tränken, Schwemmen und Salzen wohl zu beobachten, auch die Kühe im Frühling weder aus dem Stalle noch im Herbste in den Stall zu thun, ohne sie mit Arzneyen zu versehen, welche die Gefahr dieser Veränderungen vermindern, und wovon wir am Ende reden werden. Wer dagegen mit überflüssigen fetten Grasereyen versehen ist, und seine Zuflucht zur Stallfütterung nehmen muß, wird sehr wohl thun, die Menge der zu haltenden Kühe, nach dem Winter = und Sommerfutter, so er ihnen zur Genüge liefern kann, abzumessen. Im Frühlinge ist die große perennirende Brennessel das erste, nutzbarste, und gesundeste grüne Futter, so man den Kühen mit Häckerling vermischt anbieten kann, ja wenn die Landwirthe die Tugend, Kraft, und Wirkung dieses sogenannten Unkrants

in

in Absicht auf das Viehfutter, und das Gespinste recht kennten, wurden sie ganze Pflanzungen davon an unschädlichen Orten anlegen. Nächst diesen kommen die verschiedenen Kleearten (wovon hier weitläufig zu handeln außer Platz seyn würde) zum Vorschein, und sodann endlich auch das wilde Gras.

Je fetter und saftreicher das grüne Futter ist, je mehr Milch erzeuget es, und reizet zugleich um so stärker zum Misten und Uriniren. Es ist aber nicht weniger, zumalen, wenn es im Uiberfluß genossen wird, Blähungen, Durchfälle, und Vollblütigkeit, nebst allen daraus entstehenden Folgen zu erzeugen geneigt, mithin muß mäßig gefüttert, Adergelassen, und das Salzen nicht vernachlässiget werden. Unter diesen Voraussetzungen wird täglich 6mal gefüttert, dreymal gemolken, alle Morgen gestriegelt, ausgemistet, auch dem Luft im Stalle ein Zug verschaffet, damit die Kühe we=

weder von der Hitze leiden, noch von den Fliegen geplagt werden mögen.

Es werden zwar einige diese Mittel außer ihren Gewalt zu seyn glauben, allein sie irren, denn man kann sicher annehmen, daß kein Dorf noch anderes Oertlein so elend seye, daß man nicht auf einigen Plätzen Nesseln, und Disteln finden, ein oder die andere Art Klee bauen, Kraut, Kartuffeln, Rüben, und Buchweizen pflanzen, oder Haber säen könnte, der, wenn er am Ende des Winters, auf ein frisch gedüngtes Land gesäet, und allemal ehe er in den Halm schiesset, abgeschnitten wird, in einem Sommer drey = vier = ja fünfmal genützet werden, und den Platz, den er einnimmt, sehr gut bezahlen kann. Zu geschweigen, daß verschiedene Laubarten, besonders die sogenannte Robinia, die Blätter eines in Schweden bekannten Baumes, der sehr geschwind wächst, und sowohl aus dem Saamen, als aus den Schößlingen ohne Mühe fortzupflanzen ist, den Mangel des grünen Futters,

ters, wo nicht ersetzen, doch zu Hilfe kommen können.

Den trägen Wirthen, so alle Mühe oder eine Magd mehr zu halten scheuen, können wir freylich nicht viel helfen, sie werden schon bei der alten Leyer bleiben, und Butter kaufen, oder ungeschmelzt essen müssen. Das Winterfutter der Kühe bestehet aus dem besten süssesten Heue, so mit Grummet vermischet, und täglich 4mal gefüttert werden muß. Ist der Vorrath zu gering, so kann kurz geschnittenes Stroh zu Hilfe genommen, und solches mit frisch oder sauer eingemachten Krautblättern und Stränken, mit Kartuffeln, Rüben, träbern, Hefen, gedörrten Klee, Haberschrot, oder andern dergleichen nahrhaften Sachen vermenget, täglich einmal vorgegeben, zweymal getränket, auch wochentlich ein, besser zweymal gesalzen werden.

Sobald eine Kuhe 4 5 bis 6 Kälber getragen hat, ist sie zum Ausmerzen reif. Denn die Milch einer alten Kuhe hat wenig

ölich.

ölichte, und viel wässerichte Theile. Der Trieb Mutter zu werden, wird sparsamer und frostiger, die Zähne wackeln, und fallen aus, die Verdauungskraft wird schwächer, ja der ganze Gliederbau fängt an dem Gesetze der Natur zu gehorsamen, um mit eben so unmerklichen Schritten, mit welchen er sich der Vollkommenheit genähert, in sein voriges Nichts zurück zu gehen.

Nunmehr haben wir es mit den Ochsen zu thun, wenn diese Kreaturen im 4ten Jahre ihres Lebens den Pflug ziehen lernen, und solch Handwerk 4 5 bis 6 Jahre treiben, so wird es Zeit, sie zur Schlachtbank zuzubereiten. Müssen sie länger arbeiten, so werden sie nicht gern fett, und das Fleisch verlieret je länger je mehr an seiner Güte.

Ein gesunder gehörig gefütterter, nicht gar zu alter Ochs, kann täglich 8 Stunden arbeiten, im Fall mit ihm gehörig umgegangen, und blos im Schritt zu gehen begehret wird. Er nimmt es gar nicht übel,

wenn

wenn seine Kühe, mit der Art, so wir bei Kühen vorgeschlagen haben, auf gleichen Fuß gesetzet wird, doch läßt er sich auch etwas magere Mahlzeiten gefallen, in so ferne man mit ihm wieder in die Gelegenheit siehet, und die Arbeit nach dem Futter proportionirt. Beinah hätten wir das Stammrind, den Stier, den Bullen, oder wie man ihn sonst nennen mag, vergessen, ohne dessen Beistand es doch mit der Zucht jungen Viehes mislich aussehen wurde. Vom 3ten bis 7ten Jahr erfüllt er seine Pflichten am besten und wirksamsten, in älteren Jahren wird er zu schwer und zu nachlässig. Man läßt ihn daher entmanen, einige Jahre den Pflug ziehen, und endlich für doppelt geleistete Dienste zur Schlachtbank führen. So lang seine Bestimmung in Befruchtung der Kühe bestehet, verdienet er mit ihnen einerley Wartung, und es ist in mehr denn einer Absicht gut, ihn nicht öfter aus dem Stalle zu lassen, als man seiner zu Errichtung gewisser Absicht

sichten nöthig hat. Um dem Gedächtniße der Leser zu steueren, wollen wir die Hauptvorsichten bei der Viehzucht kürzlich wiederholen, und zuletzt einen kleinen Schritt in die Gerichtsbarkeit der Viehärzte wagen. Nach unserer Meinung beruhet der Grund einer glücklichen, und die Kosten reichlich bezahlenden Rindviehzucht, vornämlich 1tens in der Wahl der zur Zucht gewidmeten Kälber, 2tens in der Art solche zu warten, zu ernähren, und vor Krankheiten zu bewahren, 3tens in der Wartungsart des erwachsenen Viehes, 4tens in den Vorsichten, so bei Sammlung des Futters, ja beim Füttern und Tränken selbst zu beobachten sind, 5tens in Wahrnehmung der Zeit des Ausmerzens, 6tens in Anwendung der natürlichsten Verwahrungsmittel wider die gewöhnlichsten Krankheiten. Wie aber, aller guten Pflege und Wartung ohngeacht, dennoch ein Stück Vieh krank werden, oder wohl gar eine ganze Heerde durch ansteckende Krankheiten zu Grunde gehen kann, so

wollen wir auch hiemit die nöthigsten Arzneymittel beibringen.

Itens. Wenn ein Stück Vieh von einem andern gestossen worden, oder sonst eine Fleischwunde bekommen, oder auch an den Klauen Schaden gelitten, oder sich eine dergleichen abgetreten hat, so ist nachstehende Salbe zur Heilung hinreichend: man thut auf ein ℔. gutes Olivenöl, eine gute Hand voll frische Salbeyblühte, läßt solches in einer gläsernen Flasche an der Sonne so lang digeriren, bis eine Art Salbe daraus wird, die man an einen kühlen Ort zum Gebrauch aufbewahret. Soll die Salbe angewendet werden, so ist zu unterscheiden, ob die Wunde offen, oder eine bloße Geschwulst vorhanden seye. Im ersteren Falle wird die Salbe auf den verwundeten Ort geschmieret, und hiernächst die Wunde, so wie es schicklich, verbunden. Im anderen Falle wird die geschwollene Gegend mit der Salbe bestrichen, und mittelst eines warmen Eisens, das Eindringen der Salbe be-

fördert, wäre aber die Geschwulst zu stark, und geronnenes Blut darunter verborgen, so würde folgendes zertheilendes Oel wirksamer seyn. Man nimmt Terpentinöl, Grünspan, Althea, Loheöl, Spicköl, Ziegelöl, Johannesöl, von jedem 2 Loth, reibet alles wohl untereinander, und appliziret es wie oberwähnte Salbe.

2tens. Leidet das Vieh an Verstopfungen des Leibes, so wird der Gebrauch des Küchensalzes, und ein Tobaksklistier, so jeder Bauernbube appliziren kann, die besten Dienste thun, weil es nichts weiter bedarf, als eine erdene Tobakspfeife mit Tobak zu füllen, die Pfeife anzurauchen, und sodann das Mundstück in des kranken Viehes Mastdarme zu stecken, wodurch das Feuer in der Pfeife unterhalten, und sich die Wirkung, ehe der Tobak verlöschet, bereits gezeiget haben wird.

3tens. Ist die Rede vom Blutharnen, so in nassen Sommern, und bei solchen Heerden, die in Wäldern weyden müssen,

oder auch bei Vieh, das kürzlich von einem fremden Ort angekaufet worden, am gemeinsten ist: so kann man kein sicheres und geschwinderes Mittel haben, als dem kranken Viehe seinen eignen Urin, so wie es ihn warm gelassen, einzugießen, und damit so lang fortzufahren, bis die Krankheit gehoben ist, so in 2 bis 3 Tagen zu geschehen pflegt. Oder man nehme 1 Maaß braunes Bier, 1 ℔. Brosamen vom schwarzen oder groben Brod, 4 Loth zu Pulver gemachten Ingwer, ¾ ℔. gebrannten Laim aus einem Backofen, rühre diese Species untereinander, daß ein Brey daraus wird, theile es in 4 Theile, und gebe dem kranken Stück Viehe Morgens und Abends jedesmal einen Theil. — Oder man nehme von dem sogenannten Belemniten, oder Alpsteine, gebe davon 1 Loth in Form eines Pulvers mit Wasser dem kranken Viehe nüchtern ein. Dieser Belemnit oder Alpstein ist auch bei Verhaltung des Urins,

auf

auf die nämliche Art, und in eben der Menge mit vielem Nutzen anzuwenden.

Wird ein Stück Vieh krank, ohne daß man noch die Art der Krankheit bestimmen, und die Kur darnach einrichten kann, so ist ohne Bedenken eine Ader am Ohre zu öffnen, und ein Trank, der aus einer 4tel Maaß süsser Milch, einen Schuß Schießpulver, und 2 Eßlöffel voll pulverisirten Ofenruß bestehet, dem Pazienten einzugiessen. Findet sich zugleich eine Verhärtung des Leibs dabei, so kann 12 Stund hernach eine Hand voll halb Salz, halb Tobaksasche, mit Wasser angefeuchtet, dem Kranken als ein gutes und gelindes Purgiermittel eingegeben werden.

4tens. Lassen sich in der Nachbarschaft ansteckende Krankheiten spüren, so höre man sogleich auf das Vieh auf die Weyde zu schicken, erlaube keinem von einem bereits angesteckten Ort kommenden Menschen in den Stall zu gehen: räuchere den Stall täglich mit guten Kräutern, auch mit Eßig,

verstopfe alle Oeffnungen des Stalls, und gebe zur Vorsicht, von einem aus Angelikawurzel, Natterwurzel, Pestilenzwurzel, Tormentill, Baldrian, Heiliggeistwurzel, Bibernell, Alandwurzel, und Wachholderbeeren bereiteten Pulver, zu welchen obige Species in gleicher Menge angewendet worden, jedem Hauptviehe nüchtern 1 Loth mit Wasser ein, und lasse es eine Stund darauf fasten. — Sollte dem ohngeachtet eine mit dieser Vorsicht behandlete Heerde Vieh krank werden, und zu sterben anfangen, so ist nichts übrig, als das bereits kranke von dem gesunden Vieh abzusondern, und die Personen, so des kranken Viehes warten, nicht in den gesunden Stall kommen zu lassen, auch so krankes als gesundes Vieh warm zu halten, zweytens selbige keinen andern Trunk, als der aus lauwarmen Wasser, worin etwas Leinölkuchen, oder Gerstenmehl aufgelöset worden, bestehet, zu verwilligen, und drittens beiden Sorten folgende Merkurialpillen zu geben. Nehme

½ Loth

½ Loth Queckſilber, dämpfe es in ein ½ Loth Terpentin, füge hinzu ½ Loth der beſten Rabarbar, ½ Loth Kolloquintenpulver, vermiſche alles mit Hönig, theile die Maſſe in 6 Theile, oder in 6 Pillen, und gieb einem Stück Vieh allemal um den andern Tag nüchtern eine dergleichen Pille, bis alle 6 verzehret ſind. Decke es mit wollenen Decken oder Säcken wohl zu, laß es 1 paar Stunden faſten, und ehe es noch frißt, von dem lauwarmen Waſſer worin Leinölkuchen aufgelöſet worden, ſaufen.

5tens. Sonſt iſt auch, zumalen in fetten Weiden, das Rindvieh mit einer Art von anſteckenden Krankheiten geplaget, welche man ſehr ungeſchickt die Franzoſen nennet, welche aber doch mit der Luſtſeuche, die man bald le mal de naple, bald la verole, bald die Franzoſen zu nennen pflegt, etwas ähnliches hat, und in einer ſubtillen ſich fortpflanzenden Schärfe beſtehet, die zuerſt die flüſſigen, endlich aber die feſten Theile angreift. Die Kühe ſind

diesem Uibel am meisten unterworfen, und eine Kuhe, die sich zum öftern nach der Gesellschaft des Stieres söhnet, ohne beleget zu werden, ist in Verdacht diese häßliche Krankheit zu haben. Das sicherste Mittel ist, die sich verdächtig gemachte Kuhe todtschlagen zu lassen, und wenn sie sich infizirt befindet, alle das Vieh, so mit ihr Gemeinschaft gehabt, der Salivazions- oder Speichelkur, in forma zu unterwerfen, da denn diejenigen, deren Intestina gesund, gewiß kurirt, die andern aber gewiß krepiren werden. Auf solche Art wird die Heerde auf einmal rein, wenn man zugleich die Vorsicht braucht, neue Krippen und Raufen anzuschaffen, den Stall oder vielmehr dessen Wände mit Kalch auswerfen, und abputzen, den Fußboden neu machen, überhaupt allen alten Sauerteig sauber ausräumen zu lassen.

6tens. Noch eine förchterliche Krankheit, die den Biß eines wüthenden Thieres, gemeiniglich eines Hundes, zur Ursache

hat,

hat, können wir nicht unberührt lassen. Und hiefür ist das sicherste Hilfsmittel, dessen vortrefliche Wirkung wir an Menschen und Vieh im Elsaß und Franken mit Vergnügen gesehen haben, das so bekannte unschuldige Gauchheilkraut, mit den purpurrothen Blümlein oder in der gelehrten Sprache anagalis floris puniceo, dieses Kraut wird im Brachmonat, wo es zu blühen pflegt, samt seinem Stenglein und Blümlein abgebrochen, an einen schattigten, aber nicht dumpfigen Ort langsam getrocknet, und in einem saubern Behältniße zum Gebrauch aufbehalten, oder auch pulverisiret, und in eine wohl verstopfte gläserne Flasche an einen mehr kühleu als warmen, doch nicht feuchten Ort verwahret.

Hat ein Mensch das Unglück gehabt, von einem wüthenden Thiere gebissen zu seyn, so wird ihm das pulverisirte Kraut, Stengel und Blumen, zu einen halben bis ganzen Quintlein schwer in Fleischbrühe eingegeben, auch zur Vorsicht die beiden

folgenden Tage das Eingeben wiederholet. Ist von Pferden, oder anderen Vieharten die Rede, so wird das nämliche Pulver von einem Quintlein bis zu einem halben Loth, nach dem Verhältniß der Stärke des Viehes auf Butterbrod mit etwas Salz vermischt, oder auch im Wasser eingegeben, und 2 bis 3 Tage wiederholet.

Mittel den Flachs und Hanf so zuzurichten, daß er wie eine Seide wird.

Man lege weniges Stroh in einen Kessel, auf dieses Stroh wird ein Tuch ausgebreitet, und hierauf der Flachs oder Hanf geleget, dieser wird mit einem Tuch überdeckt, und auf dieses Tuch wird sodann Weidasche herum gestreuet, auf diese Weidasche wird abermal ein Tuch mit dem darüber ausgebreiteten Flachs oder Hanf gelegt, und so wird beständig Flachs oder Hanf mit dem Tuche, und Weidaschen abgewechselt, bis der Kessel voll ist. Hierauf

gießt

gießt man eine halb von Weidasche und halb von Kalk verfertigte Lauge darüber. Diese Lauge wird nach zweyen Stunden wiederum abgezogen, und eine frische aufgegossen, und so verfährt man 12 Stunden lang. Nach diesem wird der Flachs oder Hanf herausgenommen, und getrocknet.

Eier ohne Beihilfe der Hennen auszubrüten von Krüniz.

Man nimmt Tauben- oder Hühnerkoth, stoßt ihn klein, und läßt ihn in einen Kasten, oder anderen Ort, durch ein großes Sieb aufeinanderfallen, daß er etwas dick zu liegen kömmt: auf diesen leget man Zarte Hühnerfedern, und setzet die Eier also ein, daß sie mit den Spitzen über sich stehen, und keines das andere berühre. Darnach schüttet man durch das Sieb mehr Koth auf die Eier, bis sie ganz und gar bedeckt sind. In diesem Stande läßt man sie 2 oder 3 Tage ruhig stehen: die folgende

de Zeit aber muß man sie täglich einmal, doch subtil und gemach umwenden. Nach 20 Tagen, wenn die Hühnlein sich auszubicken anfangen, und doch nicht völlig durchbicken können, so hilft man ihnen, thut die Schalen gemach auf, leget hernach die jungen Hühnlein in einen Korb, und führet eine alte Henne dazu, die sie leichtlich annehmen wird.

Inländische Holzarten dem Ebenholz gleich zu machen.

Man kochet Birnbaum oder auch andere inländische Holzarten im Alaunwasser mit Spänen von Brasilienholz, und überstreicht es nachher mit Eisenschwärze. Man nimmt nämlich Brasilienholz, und läßt es im Wasser kochen, bis das Wasser violet worden ist. Wenn die Farbe fast gut ist, wirft man ein Stück Alaun, in der größe einer Nuß hinein, und reibet damit die Holzgattungen, welche man färben will,

mit=

mittelst einer Bürste oder eines Pinsels von Schweinborsten, so lang als die Farbe noch kochend ist. Hernach macht man einen Aufguß von Eisenfeilspänen mit Essig auf heisser Asche, und mischet so viel Salz darunter, als man zwischen den Fingern halten kann: trägt mit einem Pinsel diesen Essig auf das mit der violetfarb gefärbte Holz auf, da es denn sofort schwarz wird. Um aber die Farbe dauerhafter zu machen, trägt man nochmals auf das Schwarze das Violet auf, und wieder darauf den Essig. Wenn alles trocken ist, polirt man das Holz mit Wachsleinwand, wodurch es einen Glanz bekömmt, als wenn es gefirnißt wäre. Je härter das Holz ist, desto schöner wird die Farbe.

Literarische Gegenstände.

Züge der Karakteristik der Korsen, in unterhaltenden Anekdoten.

Erhabenheit des Geistes, Grösse der Seele, selbst eine Art von Großmuth, sind den Korsen gemein, und arten oft in Eitelkeit und stolzen Trotz aus, wenn sie zu sehr überspannt werden. Es giebt kein Volk, das eigenliebiger und ruhmsichtiger wäre. Ihr Herz hängt nicht an schönen Kleidern, schönen Pferden, prächtigen Kleinodien; der Umgang mit Franzosen kann sie vielleicht mit diesem Geschmack noch anstecken; allein jetzt haben sie weder Geld genug sich dergleichen Entbehrlichkeiten anzuschaffen, noch Lust sich durch solchen Flitterstaat auszuzeichnen. Diese Leidenschaft ist in ihrer Seele, so zu sagen, ein ausländisches Gewächse.

wächse. Die Prätentionen, die sie machen, haben weniger von Eitelkeit als von Hochmuth an sich. Sie halten es nicht unter ihrem Stande ihre eigenen Heerden zu hüten, und alle andre Verrichtungen armer Bauern zu übernehmen, wenn die Arbeit nur nicht zu schwer ist. Sie suchen sogar nicht mit Grössern als sie selbst sind, in Verbindung zu kommen, aber sie stehen keinem ihrer Mitbürger nach, er sey wer er wolle. Da sie gewohnt sind mit einander in der vollkommensten Gleichheit zu leben, so sind sie auch überzeugt, daß einer so viel werth sey als der andere. Diese Sitten sind besonders den gebirgigen Gegenden, und vorzüglich den Einwohnern von Niolo eigen. Sie zeichnen die vom Adel aus, die dafür durch ihre Titel oder in der Meinung des Publikums anerkannt werden; aber sie sind gekleidet wie die übrigen, und sie gehen fast wie Gleich mit Gleich mit ihnen um: den größten Unterschied nach dem Adel machen sie zwischen denen, die ihr eigenes Feld

bauen und ihre eigenen Heerden hüten, und denen, die in den Diensten andrer sind, und fremde Heerden warten. Die Knechtschaft ist ihnen so verhaßt, daß sie alles verachten und verabscheuen, was nur den Schein davon hat. Das Unglück, das einer Wittwe von Siglia begegnete, ist Beweis, wie sehr dies Vorurtheil Wurzel gefaßt hat.

Diese Wittwe, die ihren Mann sehr jung verlor, hatte große Lust sich zum zweytenmale zu verheirathen. Der Hirt ihrer Heerden, ihr Knecht, errieth die schwache Seite ihres Temperaments, und beschloß sie sich zu Nutze zu machen. Er wohnte nicht bei seiner Herrschaft, weil die dienenden Hirten nie ihre Heerden verlassen, die stets im freyen Felde bleiben, und nicht eingestallt werden. Des Nachts treiben sie sie in eine Horde oder Verzäunung, wenn sie eine antreffen, und zünden Feuer an, wenns kalt ist. Die Niolenchi legen sich nie nieder, es müßten denn ihrer zwey seyn. Sie

kau-

kauren sich in ihren langhaarigen Mantel gehüllt auf den Boden, um in dieser Stellung beim geringsten Geräusch auffahren, und ihre Schafe und Ziegen vor den Füchsen schützen zu können, die in Korsika die Stelle der Wölfe vertreten So hart auch die Lebensart war, so konnte sie doch nicht die Leidenschaft des Hirten dämpfen. Bei den Besuchen, die er der Wittwe abstattete, um sich mit ihr über den Ertrag ihrer Heerde zu berechnen, fand er Mittel neue Angriffe auf ihre Keuschheit zu wagen; sie unterlag und wurde schwanger. Die Verwandten erfuhren es und stellten sie zur Rede: sie weigerte sich aber den Thäter zu nennen. Man setzte ihr den Dolch auf die Brust, und nun gestand sie, daß es der Hirte vom Hause sey. Wie? riefen sie, dem Hirten, solch einem Menschen hast du dich preisgeben können, du bist nicht mehr werth das Tageslicht zu sehn: wähle, welchen Tod du sterben willst: wir können nicht zugeben, daß du deine Schande über-

lebst, die auf uns fallen, und, wenn sie ungestraft bliebe, unser Geschlecht beflecken würde. — Die unglückliche Wittwe wählte Gift, und bath um einige Tage Aufschub, um sich zum Tod zu bereiten. Sie wendete diese Zwischenzeit an zu beichten und zu beten. Vergebens nahm sie von neuem ihre Zuflucht zum bitten und Flehn, und vergoß Ströme von Thränen, um ihre hartherzigen und im Punkt der Ehre so empfindliche Verwandte zu erweichen: sie vermogte nicht sie zu rühren oder ihrem Schicksal zu entfliehen. Man ließ sie nicht einen Augenblick allein und bewachte sie, wie ein Schlachtopfer, über das ein unwiderrufliches Verdammungsurtheil ausgesprochen ist. Als der zur Vollziehung festgesetzte Tag gekommen war, brachte man ihr den tödtlichen Trank: sie lehrte den Becher und verschied. Man versicherte, daß man ihre Niederkunft nicht abwartete, und daß die Frucht ihrer Liebe mit ihr starb. Das ganze Dorf wußte was bevorstand; aber ihr

ent=

entehrender Umgang mit einem Menschen, der, nach ihren Vorurtheilen, so weit unter ihrem Stand war, schien allen ein solches Uibermaß von Aergerniß, und ein so großes Verbrechen, daß niemand eine Vorbitte für sie einlegen wollte. Der Hirt hatte klüglich die Flucht genommen, um der Rache der Verwandten zu entgehen. Uibrigens ist der äußerliche Unterschied zwischen Herrn und Knecht so wenig merklich, daß sie sogar einerley Lebensart und einerley Kleidung haben.

Ein Räuber, der sich in Korsika furchtbar gemacht hatte, und allen Nachstellungen entgieng, wurde endlich doch gefangen, und einem Soldaten zur Bewachung übergeben, bis alles zu seiner Hinrichtung in Bereitschaft seyn würde. Der Gefangene fand Mittel die Wachsamkeit des Soldaten zu betrügen, und entwischte glücklich. Der französische Kommendant hielt sich wegen seiner Flucht an die Schildwache; es wurde

ihr der Prozeß gemacht, und das Leben abgesprochen. Der Räuber, der in Sicherheit war, und nichts mehr zu fürchten hatte, erfuhr dieses, verließ eiligst seinen Schlupfwinkel, und begab sich zum Kommendanten. „Sie kennen mich nicht? Ich höre, daß einer von ihren Soldaten todgeschossen werden soll, weil er einen Gefangenen entwischen ließ, der wieder in ihre Hände geliefert werden kann." — „In unsre Hände? und wo hat er sich hingeflüchtet?" — „Er steht vor Ihnen" — „Was höre ich?" — „Die Wahrheit. Ich bin der Gefangene, den Sie zum Tode verdammten; ich komme um meine Strafe zu leiden, ob ich ihr gleich entgehen konnte. Aber ich werde nie zugeben, daß ein Unschuldiger meinetwegen sterbe." — Der französische Offizier wurde von der Schönheit dieser erhabenen That so gerührt, daß er ausrief: „Nein, du sollst nicht sterben; ich begnädige dich; auch der Soldat soll seine Freyheit wieder haben; allein bemühe

dich

dich die Früchte deiner Großmuth einzuernten, denn du bist gemacht ein ehrlicher Mann zu seyn."

Die Geschichte darf die edle Uneigennützigkeit nicht verschweigen, welche die Soldaten vom Regiment Royal-Korse, zu Avignon, bei Gelegenheit einer Feuersbrunst bewiesen, die drey Häuser in die Asche legte. Da sie bei der Löschung die vortreflichsten Dienste mit Gefahr ihres Lebens geleistet hatten, so überschickte der Stadtrath den andern Morgen achtzehn Karolinen an den Major, mit Bitte, sie als eine Erkenntlichkeit der Stadt unter diese wackern Krieger auszutheilen. Der Major ließ es bei der Ordre bekannt machen. Allein aus einem feinen Gefühl, das in unserm Zeitalter, wo Geld alles ist, fast unglaublich scheint, schlugen diese Korsen die ihnen zugedachte Belohnung aus. Sie ersuchten den Major sie dem Stadtrath mit der Bitte zurückzugeben, daß sie als eine

Entschädigung an die Besitzer der Häuser vertheilt werden mögte, die am meisten bei diesem Unglück gelitten hätten. Sie setzten hinzu, sie fühlten sich schon reichlich durch das Bewußtseyn bezahlt, der Stadt nützlich gewesen, und eine Pflicht der Menschheit erfüllt zu haben. Es entstand ein Wettstreit von Höflichkeit und Großmuth zwischen dem Repräsentanten der Stadt und den Abgeordneten der Soldaten, welche das Geld zurückbrachten. Endlich gab der Stadtrath voll Bewunderung nach, und das Geld bekamen die Abgebrannten.

Ein französischer Offizier verirrte sich auf der Jagd. Er war vom Hunger und Müdigkeit so erschöpft, daß er ohnmächtig werden wollte, als er die Hütte eines korsischen Bauern erblickte, zu ihr hinkroch und mit sterbender Stimme um ein Obdach bat. Das erste was der Bauer that, war, daß er ihm die Hand reichte, und ihn zu einem elenden Lager führte. — „Es thut mir leid,

leid, sagte er, daß ich dir kein besseres Bette geben kann, das ist aber alles was ich habe; versuche, ob du darauf schlafen kannst." — „Könntest du mir nicht auch zu essen verschaffen, ich sterbe fast für Hunger." — „Ach, leider! habe ich nichts für einen Mann wie du." — „Freund, gieb mir, was du hast, es wird mir alles willkommen seyn; gieb, ich sterbe sonst." — Der Korse holte sein Brod (ein Brod von Kastanien) und ein wenig Ziegenmilch; „du siehst, ich habe nicht mehr als das, aber ich gebe es dir von Herzen; ich will mir's lieber abbrechen, und heute fasten."

Der Offizier nahm und aß; denn er war äußerst hungrig. Er hielt sein frugales Mahl, fühlte sich ganz gestärkt und erholt, und sein erstes war, seinem Wohlthäter seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Er zog seinen Beutel, nahm einige Louis'dor heraus, und reichte sie freudig dem Korsen hin: Ich danke dir für deine gütige Aufnahme, sagte er, aber nun will ich dich

auch bezahlen. — Mich bezahlen? unterbrach ihn der Bauer, mit Erstaunen und Verdruß. Seit wann übt man denn die Gastfreyheit für Geld aus? — Der Obriste drang in ihn; der Bauer weigerte sich hartnäckig: „Gebe ich dir vielleicht nicht genug? sagte er endlich; rede, fodre!“ — Verschone mich mit deinem Gelde, antwortete der Bauer, und laß mir die Gerechtigkeit wiederfahren, zu glauben, daß ich so gut ein Herz habe, wie du. Ich bitte dich, verdirb mir die Freude nicht, dich von ganzem Herzen in meiner armen Hütte bewirthet zu haben.“ — Der Offizier fiel ihm um den Hals, und die Thränen standen ihm in den Augen: Freund! rief er, kein Wort mehr von Geld; ich will dich nicht bezahlen, denn du bist nicht zu bezahlen: aber ich bitte dich, großmüthiger Mann, sey mein Freund, und komm oft mich zu besuchen, und bei mir zu essen. Der Korse hielt Wort; er besuchte den Obristen oft, und jedesmal ließ der Offizier

den edlen Hirten an seiner Tafel und an seiner Seite sitzen, und sagte zu den Anwesenden: „Sie sehen hier einen Gast, „meine Herren, der jeder Gesellschaft, die er „seiner Gegenwart würdigt, Ehre macht.“

Leonhard von Casanova, Herr von Tysani, ohnweit Corte, und Generallieutenant des unglücklichen San-Pietro, den die Deutschen und Genueser bis aufs Mark aussaugten, wurde in einem Hinterhalte gefangen, zum Glück fiel er in die Hände seiner Neffen, die blos die Feinde seiner Faktion waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde auf Befehl des Senats in das Gefängniß zu Bastia gebracht, das Vaterland seiner Gemahlin Buttafuoco, die aus dem Blute der Colonna's stammte. Hier begieng die kindliche Liebe, um ihn zu befreyen, eine von jenen heroischen Handlungen, welche die Menschheit ehren, und den ersten Platz unter den Thaten verdienen, so die Geschichte den künftigen Zeitaltern

überliefert. Eine Magd des Leonardo, die ihm das Essen brachte, hatte allein Erlaubniß ihn in seinem Kerker zu besuchen: jeder andern Person, und sonderlich seinen Verwandten, war der Zutritt streng verboten. Aber dies grausame Verbot schreckte den Muth seines jüngsten Sohnes, Antonio, nicht zurück. Gerührt von dem traurigen Schicksale seines Vaters, und voll banger Furcht vor der Todesgefahr, in welcher er, dem Ruf nach, schwebte, faßte er den Anschlag ihn zu retten, und führte es mit jener Feinheit und Großmuth aus, deren Tugend allein fähig ist. Er lernte in wenigen Tagen das Bartscheeren, verkleidete sich in die Kleider der Magd, hieng wie sie ein leinenes Tuch über das Gesicht, und gieng mit einem Korb auf dem Kopf, worinn das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung inne wurde. Er umarmte seinen Vater, lösete seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, tauschte seine

Klei-

Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich entwischen, und blieb an seiner Staat im Gefängniße.

Die Genueser fällten ein Urtheil, das zur Ehre der Menschheit bis jetzt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein Leben wagte, um das Leben seines Vaters zu retten.

Ein Verbrecher war zum Tode verurtheilt; sein Vetter kam in Begleitung einer Frau von Ansehen zum General Paoli, und bat um Gnade für seinen Oheim. Mein General, redete er ihn an, ich komme im tiefsten Schmerz, sie um das Leben meines Verwandten zu bitten. Wird unsre Bitte erhört, so will die Familie dem Staat tausend Zechinen schenken. Wir wollen fünfzig Soldaten stellen, und sie sollen während der Belagerung von Furiani, in unserm Sold bleiben. Wir sind überdies zu-

frie-

frieden, daß der Schuldige auf ewig aus der Insel verbannt werde.“ Paoli, dem die biedere Denkungsart des jungen Menschen bekannt war, antwortete: „Du weißt alle Umstände von dem Verbrechen deines Oheims; aber mein Vertrauen in dich ist so groß, daß ich ihn begnadigen will, wenn du mir versichern kannst, daß sein Leben, das er zu verlieren verdiente, nützlich und bieder seyn wird.“ Der Vetter erblaßt, und entfernte sich mit nassen Augen, indem er ausrief: „Ich mögte die Ehre meines Vaterlandes nicht um tausend Zechinen verkaufen!“

Glaubt man nicht den Plutarch zu lesen?

Frau Gaffori könnte in der korsischen Geschichte das seyn, was die Gräfin Montfort in der Geschichte von Bretagne ist. Hätte sie sich in ähnlichen Umständen befunden, so würde sie, wie jene, Belagerungen ausgehalten, Läger gestürmt, und

Schlach-

Schlachten gewonnen haben. Sie vereinigte eine Seele, einen Muth, und eine Liebe bestärke, wie man sie selten beim weiblichen Geschlecht antrift. In der Abwesenheit des Generals Gaffori wollten die Genueser seinen Pallast stürmen, und seine Gemahlin wegführen. Diese Dame verschanzte sich darinn, und da sie mit Kriegs- und Lebensmitteln versehen war, so hielt sie eine Belagerung von einigen Tagen aus. Ein Theil von den Korsen, die sich mit ihr in dem Pallast befanden, wurde bei der Vertheidigung getödtet, und die übrigen fiengen endlich an von Uibergabe zu sprechen. Ergrimmt über ihre Feigherzigkeit, nahm Frau Gaffori eine brennende Lunte, und ein Faß mit Pulver trug es in einen der gewölbten untern Sälen des Pallastes, und ließ ihren Vertheidigern sagen, daß wenn sie aufhörten Feuer auf die Genueser zu geben, so würde sie sich mit ihnen in die Luft sprengen. Die Korsen, die ihre Unerschrockenheit kannten, und wußten,

daß

daß sie im Stande war Wort zu halten, dachten nicht mehr daran sich zu ergeben, und wurden glücklich durch Herrn Gaffori entsetzt, der zum Schutz seiner Frau und seines väterlichen Heerdes herbeieilte.

Die Gewohnheit des Müßiggangs, welche die Korsen von Arbeit und Industrie entfernte, hat weder ihre Komplexion noch ihren Muth entnervt; sie sind stark und tapfer, und die Geschichte dieser Bergbewohner und Hirten, ist reich an Beispielen eines Heldenmuths, der die schönsten Zeitalter Griechenlands und Roms geehrt haben würde.

Drey Männer und vier Weiber hielten achthundert Genueser und Graubünder auf, die im Sold der Republik standen, und eine Landung zu Balagna gewagt hatten. Die Sache ist unglaublich aber gewiß.

Einer von diesen Korsen stack in dem Thurme, welcher die Rhede vertheidigt, und machte ein unaufhörliches Feuer, mit

Bei=

Beihilfe einer Frau, welche ihm den Mangel der Hand ersetzte, die ihm fehlte. Die beiden andern schossen hinter einer kleinen Mauer hervor, und die drey übrigen Weiber luden ihnen die Gewehre, damit sie desto geschwinder schiessen konnten. Am Ende würden sie aber doch den Feinden haben unterliegen müssen, die ihnen so sehr an Zahl überlegen waren, und denen es auch nicht an Herz gebrach, allein ihre Gegenwehr hinderte sie vorzubringen, und verschafte den Bauern an der umliegenden Gegend Zeit, zu den Waffen zu greifen. Sie versammelten sich, griffen die Genueser an, und trieben sie bis ans Meer. Die Furcht stürzte sie in ein kleines Boot, das sie nicht alle fassen konnte. Murati, der damals auf der Seite der Genueser war, und hernach als Gränadier-Hauptmann beim Regimente Royal-Korse gestorben ist, war vielleicht der einzige, der sich durch Schwimmen rettete. Vierhundert wurden zu Gefangenen gemacht, man zog sie aus, und

die

die Weiber, die sich an ihnen für gewisse geführte Reden rächen wollten, peitschten sie mit Brennesseln, und riefen ihnen zu: Ein andermal rühmt euch mehr, uns schänden zu wollen!

Die Schrecken des nahen Todes, und alle Zurüstungen zur Marter, wirken nichts auf den unerschütterlichen Geist der Korsen. Haben sie einmal das Wort Pazienza ausgesprochen, so erlauben sie sich selbst einen Seufzer nicht, so heftig auch die Pein seyn mag.

Herr von Contades hatte von dem Markis von Maillebois Auftrag erhalten, zu Corte, wo er Präsident eines Gerichts war, sieben oder acht der halsstärrigsten Häupter der Aufrührer hinrichten zu lassen, und sah zu seinem Erstaunen, wie gleichgültig ihnen das Leben war. Sobald sie ihre weltlichen und geistlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatten, ließen sie ihn bitten, ihren Tod zu beschleunigen,

weil

weil sie sich nach ihrem Ende sehnten, und zu glauben, daß sie zu sterben wüßten. Sie hörten ihr Todesurtheil an, ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen. Als sie auf das Werkzeug zu ihrer Hinrichtung gebracht wurden, behielten sie eben diese Standhaftigkeit und Ruhe. So mit kaltem Blute die Annäherung eines gewissen Todes aushalten, erfodert wahrhaftig mehr Muth, als ihm in Schlachten zu trotzen, wo seine Streiche ungewiß sind, wo das Beispiel anfrischt, der Schall der Instrumente betäubt, und das in Thätigkeit seyn die Lebensgeister erhitzt, folglich man nur einen maschinenmäßigen Eindruck empfindet. Man hat den Korsen den Muth absprechen wollen, weil man bei ihnen nichts von Zweykämpfen weiß. Die Duelle waren auch bei den Römern unbekannt, und noch hat niemand ihnen deswegen die Herzhaftigkeit abgesprochen. Wenn die Korsen sich dem Gefechte in den Ebenen und flachem Lande nicht aussetzen, so rührt dies daher, weil

sie nicht wie andre Truppen zu ordentlichen Schlachtordnungen geübt sind, und die Lage ihres Landes ihre jetzige Art zu streiten nothwendig macht. Und hat nicht das Regiment Royal = Korse, das seit dreyßig Jahren in französischen Diensten ist, bei allen Vorfällen eben so brav gethan, wie jedes andre Regiment?

Ich kann (sagt der Verfasser) diese Auszüge nicht schöner, als mit der edlen That eines Einwohners von Ziccavo schliessen, die sich bei dem Brunnen der Grafschaft Frasle zutrug, welcher ewiges Denkmal derselben bleiben wird.

Dieser tugendhafte Korse ruhte mit drey von seinen Verwandten bei diesem Brunnen, als der Mörder eines seiner Söhne, und der nur ihm bekannt war, ohnvermuthet, an eben den Ort kam. Er sprach ihm freundschaftlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen und Schmause zu nehmen. Bei dieser Einladung, die jener

ner für einen Fallstrick hielt, erstarrte ihm vor Schrecken das Blut in den Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sah, zu entfliehen. Sie aßen beide, aber in ganz verschiedenen Stimmungen; der eine war in der äußersten Bestürzung, und glaubte das Ende seines Lebens nahe; der andre, der mit einer erhabenen That schwanger gieng, verrieth jene Heiterkeit, welche die Ausübung der Tugend einflößt. Nach dem Essen beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feind allein. „Dein Leben, redete er ihn an, ist in meiner Gewalt; ich könnte es dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen; du hast mir viel Thränen gekostet, und Trauern und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um deinetwillen duldete: nur versprich mir, auch deine Feinde so zu behandeln, wie ich dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß Verzeihen weit rühmli-

cher und süsser ist als sich rächen!" — Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind, unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen. Wie er wieder zu seinen drey Verwandten kam, sagte er: „Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen, und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war: Folgt meinem Beispiel, und thut ihm nie etwas zu leid, was mir die Freude vergällen könnte, eine schöne That vollbracht zu haben."

Nachricht

von der wunderbaren Entstehung einer neuen Insel bei Santorin, im Jahr 1707. *)

Montags den 23sten May erstbesagten Jahres sah man bei Sonnenaufgang im Meerbusen der Insel Santorin, etwas schwim-

*) S. Fridr. Knolls Wunder der feuerspeyenden Berge, 8. Erf. 1784.

schwimmen, das einem Felsen glich, aber einem Felsen der schwamm. Nun sind denn schwimmende Felsen nur in der alten Fabellehre gäng und gäbe; man überredete sich also, es sey vielmehr ein Stück von einem gestrandeten Schiffe. Man fuhr mit Kähnen näher hinzu, und fand, es sey in der That ein Fels, der sich langsam aus dem Meere erhub. Die alten Bootsleute sahen einander an, und schüttelten wechselweise die Köpfe. Manch Meerwunder hatten sie schon erlebt, aber dies Wunder zu erklären, lag keine alte Sage, und keine alte Erfahrung in ihren grauen Häuptern in Vorrath. Mit Anbruch des folgenden Tages, eilten mehrere herzu, und schauten; und sieh, es war und blieb ein Fels, der langsam sich bewegte, und immer allmählig aus dem Meere hervorstieg. Und was das sonderbarste noch war, so trug der Fels auf seinem Rücken Austern, vom herrlichsten Ansehen, und dem besten Geschmacke, wie dies die neugierigen Bootsleute fanden. Aber der Fels

trug auch noch außerdem auf seinem Rücken, Bimssteine und andern vulkanischen Unrath. Jetzt machten sich die Wunderhasser auf, und suchten die Sache durch eine natürliche Erklärung ins Reine zu bringen. Zwey Tage vorher, war in der Insel Santorini ein Erdbeben gewesen; und hier hat sich, sagten sie, dieser Fels losgerissen, und ragt nun über die Fläche des Meers hervor.

Ein Theil glaubte; der andere zweifelte; bis endlich der Fels alle Erklärungssysteme über den Haufen warf, und die ganze Szene im helleren Lichte erschien. Er wuchs täglich ununterbrochen fort. Seine Länge war fast eine Viertelstunde, und seine Höhe über dem Wasser auf fünfundzwanzig Fuß. Die See war rings umher sehr trübe und dick, und grünlich und röthlich von Ansehn; weil allerhand erdigte Materie aus dem Boden hervorquoll. Die gelbe Farbe behielt endlich unter den übrigen Farben die Oberhand. Zehn Meilen weit sahe die See gelb aus. Nah an dem

nun zur Insel gewordenen Fels, war das Wasser in stärkerer Bewegung, und so heiß, daß die Fische davon starben.

Am 16ten Julius kamen bei hoher Sonne, auf einmal siebzehn andere schwarze Felsenspitze aus dem Meere hervor. Anfangs waren sie getrennt, aber in kurzem wuchsen sie unter einander zusammen, und endlich schienen sie sich alle, mit dem zuerst auferstiegenen weissen Felsklumpen, in eins zu verbinden, und machten ein Ganzes. Zwey Tage darauf brach plötzlich dichter finsterer Dampf vom Meere herauf, dem Dampfe gleich, der aus ungeheuern Ziegelöfen sich auf gen Himmel wälzt. Donnerndes Krachen erscholl, und die Bewohner von Satorini und den umliegenden Inseln entflohen. Am neunzehnten Julius erblickte man durch den Dampf alle die felsigten Spitzen in fester Verbindung; sie machten eine große, mit Klippen besetzte Insel. Und jetzt brachen aus der Mitte der Insel Feuerflammen hervor, und trieben Asche und

glüende Steine aufwärts in die Wolken. Uiberall umher, verbreitete sich ein dichter Dampf; ein scheußlicher Gestank versetzte den Athem, und erregte Ohnmachten, Erbrechen und allerley Krankheiten. Ein dicker schwefelichter Rauch verdarb im August alle Weinstöcke auf Santorini.

Aus vielen Oeffnungen jagte das Feuer Steine empor, die anderthalb Stunden davon, erst wieder herab ins Meer stürzten. Staub und vulkanische Asche folgten hierauf, und eine Menge herabgeworfener glüender Steine bedeckten die nahe dabei gelegene Insel, zum Schrecken aller Bewohner der umliegenden Gegend. Unter diesem vulkanischen Ungewitter war die neue Insel im Monat August zu einem Umfange von anderthalb Stunden, und zu einer Höhe von zwanzig Ellen gedien. Und im May 1708, das Jahr darauf, sagt Pater Goree, ein Augenzeige, der sie von der Insel Santorini aus sah, daß diese neue Insel schon hundert Ellen hoch, drey Stunden

im

im Umfange sey, und eine halbe Stunde an Breite hielt. Auf sechzig feurige Schlünde sahe der Pater Doree auf ihr, aus welchen sich Flammen und glüende Steine drängten. Und am 15ten April dieſs Jahrs 1708, fuhren auf einmal plötzlich wohl hundert Steine mit schrecklichem Krachen gen Himmel, und stürzten eine Stunde davon erst ins Meer. Und so wuchs die Insel ganzer drey Jahre lang, bis ins Jahr 1711, immer grösser. Ihre jetzige Grösse kann ich zwar nicht genau bestimmen, wohl aber kann ich noch einen Mann beibringen, der gleich vom Anfange die Entstehung der Insel mit ansah, und als ein wackerer Augenzeuge meine Erzählung bestättigen hilft. Dies ist Herr de la Mottraye, in seinen Reisen in die Morgenländer. *)

Dieser Mann hörte zu Konstantinopel die Erzählung von dieser sonderbaren Naturbegebenheit, und beschloß, sie selbst in

*) Berlin und Stettin bei Nicolai 1783. Seite 51 und folgende.

Augenschein zu nehmen. Er sahe die schwarzen und weissen Felsen dieser Insel; sahe den Dampf, die Asche, und die Feuerflammen, die aus ihr hervorbrachen, empfand alle Beängstigungen des dichten schädlichen Rauches, der auf der See und auf der Gegend umher lag; hielt sich einige Tage zu Vantorin auf, und mußte sich endlich von dannen begeben, weil er den Gestank, den der Dampf, und die ausgeworfenen todten Fische erregten, nicht mehr aushalten konnte.

Fabeln.

Der Weidenbaum.

Ein Weidenbaum stand auf einen Hügel, und war schon im Begrif zu verdorren, als ihn ein Sturmwind herab in den Morast warf. Hier faßte er neue Wurzeln, ward ein guter grüner Baum, so wie mancher

Mensch

Mensch ein guter brauchbarer Mann seyn würde, wenn er für seine Talente nicht zu hoch stünde.

Der alte Spatz und seine Jungen.

Hört zu, meine Kinder, sprach ein alter Spatz, indem er seine Jungen dem Nest entließ. Ihr seyd in der Welt mit vielen Feinden umgeben, die euerm Leben, und eurer Wohlfart nachstellen. Schützen mit Flinten und Blasröhren lauren auf euch, Schlingen und Netze werden euch gelegt. Die Steine der Knaben, die Peitschen der Fuhrleute. — Vor diesen allen hütet euch, wenn ihr euerm Heil und euerm Leben nicht gram seyd. Genannt hatte ihnen zwar der alte Spatz die Gefahren alle: aber woran sollten sie denn nun die Flinten und Blasröhre, die Schlingen und Peitschen kennen? was für Mittel sollen sie ergreifen, diesen Gefahren am leichtesten und sichersten zu entgehen? dies vergaß der alte

Spatz,

Spaß, und darum fruchtete auch seine Ermahnung bei seinen Jungen nicht mehr, als manche gewöhnliche Kinderlehre oder Predigt von Sünde Tod und Teufel und Hölle.

Das Rothkelchen.

Ich muß doch sehen, sprach ein Rothkelchen, als es einen Sprenkel erblickte, was das für ein künstliches Werk ist! Es flog hin, fieng sich, und brach dazu noch ein Bein.

Mancher noch unverdorbene Jüngling auf Akademien verlohr seine Unschuld und verwundete sein Gewissen, da er nur sehen wollte, wie es in dieser oder jener Gesellschaft zugieng.

Gedichte.

Alint am Ufer.

Murmelt sanft, ihr kleinen spielenden Wellchen, daß ich sie kommen höre, die liebliche, rosenwangichte Schöne, der mein bebendes Herz voll süsses Sehnens entgegen pocht: Jaget einander nicht so muthwillig lachend über die Flußkiesel weg, und küsset mir den wankenden Kahn nicht so laut, daß ich schon von ferne ihren leisen Fußtritt vernehme, und ihr voll Inbrunst entgegen fliege. Leise und schwebend ist ihr Gang, wie das Schweben des fächelnden Zephyrs über nickendes Schilf am Ufer.

Was hüpfet ihr dort so hoch über den reinlichen Stein weg, ihr kleinen sprudelnden Fluten, und werft flockigten Schaum? Eilt ihr vielleicht liebend einander nach, und zürnet über den bösen euch trennenden Stein? oder freuet ihr euch klatschend sei-

ner, weil ihn ein schönes badendes Mädchen mit zarter Ferse berührt hat?

Horch, was nüstert dort im hohen Schiffe? Sie kömmt, ihr Götter, sie kömmt! — — Wehe, wehe! Nur eine Rohrdommel flatterte durch die rauschenden Halme des Schiffes. O ihr rauschenden Halme des Schiffes, ihr Vögel! was täuschet ihr mich wartenden Jüngling so sehr?

Doch sieh da! wie munter hier neben mir der Fisch im Wasser schlägt, daß es aufspritzt! Macht dich mein Anblick nicht schüchtern, du kleiner hüpfender Tänzer auf den Wellchen? Kennst du den Fischer Alint nicht, den schlauen Häscher der Wasserbewohner? — — Ha, schon wieder springst du empor Spieler? Schon wieder? Nein, seht doch, nein! Es war kein schlagender Fisch: ein unzeitig Aepfelchen fiel hier neben mir ins Wasser, und klatschte: da schwimmt es noch. O schaukelt euch nicht so lebhaft, leichtfertige Lüftchen, auf Zweigen des überhangenden Baumes, und reißt

ihm

ihm nicht zu frühe die werdenden Früchte ab! Einst wenn sie roth sind, wie meines Mädchens Wangen, und süß wie ihre Küsse, dann kömmt sie mit mir hieher, dann durchgaukelt nach Herzenslust oben die lispelnden Aestchen, und schüttelt die schönsten Früchte in ihren Schoos herab! —

Hu! Nun eins auf den Hut! — Wollt ihr mich necken, ihr losen schäkernden Zephyre?

Wer lacht da so muthwillig? — Bist du es, mein liebes fröhliches Mädchen? Treibest du so deinen Scherz mit mir? o komm komm in den Kahn, ich rudere tief in das Schilf da unten am Ufer: jeden boshaften Aepfelwurf sollst du mit zehn süssen Küßchen bezahlen.

Wiegenlied

für Sophie Reinhold, gebohrne Wieland.

Es lag an der Ilm in der Thüringer Land
Ein stattliches Städlein, sonst Weinmar genannt:
Drinn hatten ein Jahr schon, gar herzig und treu,
Ein Küssen und Kosen der Liebenden zwey.

Es sah in dem Lehnstuhl der himmlischen Ruh
Gott Vater schon lange den Liebenden zu:
Das dauchte dem Herrgott wohl löblich und schön;
Solch seltene Treu' hätt' er bald nicht gesehn.

Er löst sich vom Busen sein goldiges Band,
Und schlang es gar fest um der Liebenden Hand:

Sprach

Sprach freundlich: so bleibt denn ein' Seel'
und ein Leib;
Lebt friedlich und schiedlich als Mann und
als Weib.

Und als sie 'mal scherzten in nächtlicher
Ruh,
Da lachte Gott Weißbart herzfreudig dazu,
Und sagte: der ehelichen Treue zum Lohn
Geh' aus nun mein Segen vom himmlischen
Thron!

Und siehe! da ließ er vom göttlichen
Haus
Den Vogel des Segens schnell über sie aus:
Er flog über's Land, und flog über die See,
Und war euch Vogel der fruchtbaren Eh'.

Der Vogel sah wie der Storch Adebar
aus,
Und ließ sich herab auf der Liebenden Haus:

Er hielt wohl im Schnabel recht zierlich
und zart
Ein Bindband in Leinen gar sorglich ver-
wahrt.

Und als man nun Bündel und Windel ent-
worr,
Da guckt' euch holdlächelnd ein Mägdlein
hervor,
Ein winziges Mägdlein, rosig und rund,
Dies goldgeschriebene Blättchen im Mund:

„Liebt ihr euch noch fürder, ihr Lie-
benden zwey!
So züchtig und pflichtig, so herzig und treu;
Dann kömmt über's Jahr auch mein Vogel
herein,
Und legt ein krauslockiges Knäblein euch
ein."

G. L.

Gegenstück zu Kleistens Gemälde. *)

Er trägt der Tugend Mask, und ist ihr ärgster Feind,
Belobt, und stürzet den, der's redlich mit ihr meint:
Verschlimmrer in der That, den Worten nach Verbeßrer,
Ist er der Kleineren Tyrann, der Sklave Größrer:
Voll böser Tück und List, erfüllt er keine Pflicht,
Vergreifet sich am Volk, und nützt dem Thron doch nicht.
Da mehr als Staat und Fürst ihn seine Liste kümmern:
Weh dem, dem er die Hand freundschaftlich lächelnd drückt!
Weh dem, der sich nicht tief vor diesem Götzen bückt!

*) Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß dieses Gedicht so wenig als das Kleistische, zu allgemein müsse verstanden werden.

Sein Drohn erfüllt er stets, Verheissungen
vergißt er:
O Mahler schon genug! ein leibhafter Minister.

Alxinger.

Die Kleine.

Keine Schöne kann ich loben,
Deren Länge hoch von oben,
Ihre stolze Blicke zeigt.
Bäume, welche Früchte tragen,
Pflegen nicht so hoch zu ragen,
Als die leere Fichte steigt.

Du ergötzest dich Asträe,
Wenn ich dir zur Seite stehe:
Du bist klein, und so wie ich.
Dein Geliebter wird dich küssen,
Und zuvor nicht sagen müssen,
Meine Schöne bücke dich.

Beschreibung

der k. k. Bibliothek zu Wien.

Wenn die Musen irgendwo in der Welt einen prächtigen, einen geschmackvollen und majestätischen Tempel haben, so ist es der kaiserliche Bibliothekssaal in Wien.

Unbeschreiblich ist der überraschend grosse Eindruck, den man bei dem Eintritt in diesen Saal empfindet. Ich meines Theils (sagt der Herr Verfasser) muß gestehen, daß mich kein anderes heiliges oder profanes Gebäude je so hingerissen, so entzückt, so mit angenehmem Hochgefühl durchströmt hat, als die Uibersicht dieser Bibliothek. Der Saal ist 210 Fuß lang, 54 breit, und von der Höhe eines geschmackvollen Tempels. Er stellt ein länglichtes Viereck vor, in dessen Mitte eine ovalrunde Kuppol ist. Marmor, Gold, und Malerei ist mit verschwenderischen Aufwand allenthal-

ben verwendet. Acht grosse Säulen stützen ihn diesseits und jenseits der Kuppol; in deren Mitte die Statue Karls des Sechsten in Lebensgrösse stehet, von weißem Mamor mit einer lateinischen Inschrift an dem Fußgestelle: rings um dieses Bild stehen zwölf andere Kaiser in ähnlicher Grösse, und von nämlichem Stoff. Um auch die höhere Gegend des Gebäudes zu benützen, läuft eine geräumige Gallerie rings um dasselbe und enthält eben so viele Bücherkästen wie die untere Wandfläche.

Der Baumeister dieses herrlichen Denkmals war bekanntlich Fischer von Erlach. Daniel Gran schmückte es von innen mit seinem Zauberpinsel, dessen Meisterstück die schöne Decke der Kuppol ist, wo alle Wissenschaften in symbolischen Figuren einen freundschaftlichen Kreis machen.

Das Personale der Bibliothek bestehet aus dem Bibliothekar, dem Direktor, zwey Kustoden, fünf Skriptoren, und vier Amanuensen.

Ver-

Vermöge einer heilig beobachteten Verordnung, darf nie ein Licht in die Bibliothek gebracht werden, um diesen unersetzbaren Schatz nicht durch irgend einen unvorsichtigen Zufall der Gefahr einer Zerstörung oder Verwüstung auszusetzen.

Den litterarischen Inhalt und Reichthum der kaiserlichen Bibliothek zu beschreiben ist weit über das Fassungsvermögen einer Skizze. Was man auch gegenwärtig davon angeben könnte, würde in wenigen Jahren wieder unrichtig seyn, weil der Vorrath jährlich wachst.

Die Bibliothek hat bestimmte jährliche Einkünfte, die zum gewöhnlichen Bücherankauf verwendet werden. Aber sie ist nicht bloß auf diesen Fond eingeschränkt. Wenn sich Gelegenheiten darbieten, seltne und zur Vollständigkeit der Bibliothek wesentliche Schriften zu erhalten, so werden sie ohne Rücksicht auf die bestimmte Summe gekauft.

Unter die Seltenheiten und Kostbarkeiten, welche man bei Erwähnung dieser

Bibliothek gewöhnlich anführt, gehören: die Sammlung der ersten gedruckten Bücher, seit Erfindung dieser Kunst bis auf das Jahr 1500 inklusive, welche wohl die reichste in ganz Europa seyn mag, und jetzt über 6000 Stücke beträgt; — die berühmte Peutingerische Karte; — Schriften der alten Mexikaner, aus lauter Symbolen und Figuren bestehend, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen; — Blätter aus dem Koran, mit alter Kufischer Schrift, aus dem neunten Jahrhundert; — eine Handschrift von Dioskorides, mit gemalten Pflanzen, aus dem sechsten Jahrhundert; — zwey Stücke von der alten ächten ägyptischen Papyrstaude; — ein sehr alter Purpur-Kodex; — eine Menge wichtige Werke in seltnen Ausgaben auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Helden Eugen von Savoyen hervorsticht.

Von Kupferstichen ist eine sehr beträchtliche und in ausgesuchten Abdrücken

bestehende Sammlung vorhanden. Sie ist nach den bekannten Schulen geordnet.

Noch gehört dazu eine Sammlung von Portraiten merkwürdiger Personen aller Art, die über 200 Bände füllt.

Unter dem geographischen Vorrath sind vorzüglich zu bemerken: ein Blaueischer Atlas, der auf 30000 fl. geschätzet wird vom Prinz Eugen herkommt, und die grosse Sammlung von Landkarten, welche Baron Stosch gemacht hatte, und von seinen Erben ist erkauft worden.

Die Bibliothek ist zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Neben dem Saal ist das Lesezimmer, dessen Eintritt im Winter von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer von 8 bis 12 Uhr für Jedermann offen stehet. Hier findet man eine lange Tafel für ungefähr 40 Personen und noch einige Nebentische. Jedermann ist es frey ein Buch nach Belieben zu begehren, es in diesem Zimmer zu lesen, auch sich Notate und Auszüge daraus zu machen, zu welchem

Gebrauch die nöthigen Tintenfäſſer in Bereitſchaft ſtehen. In dieſem Zimmer wird tiefes Stillſchweigen beobachtet, um die nach Kenntnißen und Wahrheit Dürſtenden nicht in ihrer Aufmerkſamkeit zu ſtören.

In dem Bibliothekſaal ſelbſt wird ohne Begleitung eines Beamten Niemand eingelaſſen. Die Bücher ſtehn alle unverwahrt darinne, und man weiß, wie oft Bücherliebhaberei ſchon manchen ſonſt ſehr ehrlichen Mann zum litterariſchen Beutelſchneider gemacht hat.

Einige Privatleute, auch Fremde, haben ein oder das andere äußerſt ſeltne Buch aus freyem Trieb in dieſe Bibliothek gegeben. Dies iſt ein Großmüthiges Benehmen, der Nachahmung jedes Wiſſenſchaftsfreundes würdig. Solche einzelne merkwürdige Bücher werden nach dem Tode des Beſitzers gewöhnlich von unwiſſenden Erben verworfen oder verwüſtet, da ſie hingegen in einer ſolchen koſtbaren Sammlung einer würdigen Pflege genießen, zum Gebrauch

brauch des Publikums dienen, und ein blei-
bendes Denkmal von der edelmüthigen Denk-
art ihres Besitzers stiften.

Naturalienkabinet.

Das in der Burg befindliche Natura-
lienkabinet sollte eigentlich das Mineralien-
kabinet heißen.

An Mineralien, Seegewächsen und Muscheln ist dies Kabinet sicher eines der vollständigsten. Die österreichischen Erb-lande liefern von selbst schon den größten Theil aller Stoffe aus dem Mineralreich; und was überdieß noch zur Seltenheit und Vollständigkeit mangelte, das hat man aus Sachsen, vom Harz, aus Sibirien, Peru ꝛc. zusammengebracht. Man sieht hier ge-diegenes Gold, puren Schwefel, auch ge-diegenes Eisen. — Bei Ansicht dieser letztern Seltenheit erinnerte sich der Verfasser des grossen Stücks von gediegenem Eisen im Na-turalienkabinet zu Petersbnrg, das Pallas

be-

beschrieben hat, und über dessen Aechtheit manche Gelehrte so lang zweifelten, und zum Theil noch zweifeln.

Die Sammlung von Edelsteinen ist sehr komplet. Gleich unansehnlichen Bachkieseln liegen ungeschliffene Diamanten daselbst. Ein Opal ist hervorstechend merkwürdig, weil man bis jetzt in keiner Sammlung der Welt einen so grossen besitzt: er wiegt vier und dreyßig Loth. Ein ehrlicher Jude, dem man ihn zeigte, ward so sehr von dem Werth desselben entzückt, daß er davor auf seine Knie fiel, und ihn anbetete, wie weiland seine Großväter in dem Thal von Sinai das goldne Kalb.

Unter andern Seltenheiten aus dem Reiche der Steine sind mancherlei Tabaksdosen vorhanden, darunter eine von der artigsten Erfindung. Sie ist rund, und zimlich groß. Ihre äußeren Wände sind mit allen Gattungen von Steinen bekleidet, welche man in Sachsen findet. Jedes Stückchen hat seine auf der silbernen, rings her-

um

um laufenden Einfassung gestochene Numer. Unten ist eine heimliche Springfeder angebracht: man drückt darauf, der Boden öfnet sich, und giebt ein kleines Schubläd-chen von sich, worinn ein geschriebner Katalog von allen an der Dose befindlichen Steinen mit den unterscheidenden Numern liegt. Man macht in Sachsen mehr ähnliche Dosen, deren Erfindung sehr wohl ausgedacht zu seyn scheint.

Im letzten Zimmer des Kabinets sind einige andere sehnswürdige Dinge. Ein Bas Relief in Mosaik, welches der König von Neapel geschenkt hat. — Viele Stücke von florentinischer Marketeriearbeit. Die vier Welttheile sind hervorstechend schön; auch hängen einige bewunderungswürdige Perspektivstücke darunter. Diese Arbeit ist so angenehm und zierlich als eine Malerei.

Das kostbare Stück dieses Zimmers ist ein Blumenstrauß; aber ein Blumenstrauß von allen Edelsteinen, aus denen die mit ihren natürlichen Farben übereinstim-

stimmenden Blumen geschnitten sind. Auf den Blumen kriechen einige Insekten, ebenfalls aus Edelsteinen in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt. Das ganze ist ein entzückender Anblick, der noch angenehmer auffallen würde, wenn die Blumen, Blätter ꝛc. nicht so ganz nahe zusammengedrängt wären, sondern durch ihren grössern Abstand dem Auge mehr Spielraum zur einzelnen Uibersicht ließen.

Maria Theresia, die bekanntlich Franzen mit innigster unausdrucksamer Zärtlichkeitsglut liebte, überraschte an einem schönen Frühlingsmorgen mit diesem Strauß ihren Gatten: und Franz gab ihn nachher in das Kabinet, wo er die geschmackvollste Sammlung von Edelsteinen darstellt.

Das Belvedere.

Es liegt am äußersten Ende der Vorstadt, an der Südostseite von Wien, auf der Anhöhe, welche das Erdreich von dieser

ser Weltgegend her gegen die Stadt zu bildet. Der Schöpfer desselben war Prinz Eugen, dem es in den Jahren seines gröſsten Glanzes und Ansehns zum Sommeraufenthalt diente, und der ihm, so wie allen seinen Werken, den Stempel seines guten und grossen Geschmacks aufdrückte, der zu jenen Zeiten in Wien noch nicht Jedermanns Sache war.

Nach verschiedenen Bestimmungen, die dieser Lustort nach seines ersten Besitzers Tode erhielt, wurde endlich das Gebäude zum Sitz der unschätzbaren Gemälde-Gallerie, und der Garten zum öffentlichen Belustigungsort für die Schöne Welt von Wien gewidmet.

Der eigentliche Haupteingang ist von der Seite der dicht daran stossenden Linie. Hier muß man eintreten, wenn man das Ganze nach seiner eigentlichen Richtung übersehen will; doch ist auch ein andrer Eingang von unten durch dem Garten angebracht, welcher der Nähe und grössern

Bequemlichkeit wegen allgemein gebraucht wird. Von dem obern Haupteingange kommt man in einen geräumigen Hof, der auf beiden Seiten mit Gebäuden und schönen Alleen besetzt ist; in der Mitte liegt ein grosser angenehmer Teich. Das Hauptgebäude, ein länglichtes Viereck, liegt ganz frey. Es hat eine prächtige, vielleicht etwas zu sehr mit Zierrathen überladene Fronte. Man steigt auf stolzen doppelten Treppen hinan, und kommt hinter einer Kolonade in den grossen runden Marmorsal: dieser ist das Mittelstück, und öffnet den Eingang auf beide Seitenflügel, deren jeder sieben Zimmer, und zwey runde Kabinette enthält. Der Marmorsaal selbst ist schon mit einigen grossen Gemälden behängt, die er wegen seiner durch das ganze Gebäude ragenden Höhe am besten fassen kann. Der rechte Flügel enthält den unnachahmlichen Reichthum der italiänischen Schule. Im linken Flügel prangen die Schätze der Flamändischen Schule.

Im

Im obern Stockwerke hängen in den vier Zimmern des rechten Flügels die Meisterstücke der deutschen Schule; in den vier Zimmern des linken Flügels die Denkmäler der alten niederländischen Schule.

Eine solche Gemäldesammlung muß man ohne weiters sehen. Jeder, der sie beschreiben wollte, würde sich daran zum Stümper schreiben.

Herr Mechel aus Basel hat sie von 1778 bis 1781 in jene Ordnung gebracht. Man ließ es ihm an nichts fehlen: die Rahmen allein haben über 70,000 Fl. gestostet. Der Vorrath aller ihm übergebenen Stücke war so groß, daß er aus Mangel an mehrerm Raum über tausend der minder kostbaren ausmusterte, welche im untern Gartengebäude aufbewahrt werden, und auch von solchem Kunstwerth sind, daß man aus denselben eine zweyte Gallerie errichten könnte, die noch immer Aufmerksamkeit verdienen würde.

Seit einem Jahre sind in dieser Gallerie beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden. Bei Aufhebung der Klöster hat man in Italien und den Niederlanden manches schöne Stück gefunden, welches hieher wanderte; auch hat der Kaiser durch Kauf und sonstige Erwerbungen die Sammlung vermehrt. Man hat in den Zimmern den Raum noch besser benützt, und mehr Gemälde aufgehangen, oder sie vortheilhafter vertheilt. Man hat einige von den vom Herrn Mechel ausgeschlossenen Stücken zur offnen Ansicht hinauf gebracht, einige der ausgehangenen, als Stücke vom mindern Werth, unter die ausgeschlossenen versetzt. Man hat die vier ehedem geschlossenen Kabinette, an den Ecken des Gebäudes, eröffnet, und mit kleinen kostbaren Stücken behangen, um in den übrigen Zimmern mehr Raum zu gewinnen. Durch alle diese Neuerungen ist freilich der vom Hrn. Mechel gemachte Katalog der Gallerie beinahe ganz unbrauchbar geworden; indessen behaupten Ken=

Kenner, daß die neue Einrichtung wirkliche Vorzüge vor der alten habe.

Die Gallerie ist an jeden Montag, Mittwoch und Freytag für die ganze Welt offen. Sie wird eigentlich nur in den wärmern Monaten besucht. Junge Künstler erhalten sehr leicht die Erlaubniß, selbstgewählte Stücke zu kopiren.

An den Montagen ist gewöhnlich ein gedrängvolles Getümmel. Eine Menge Bürgersleute von den untern Klassen, Handwerksbursche, die den blauen Montag machen, ja sogar geringe Dienstmädchen mit Kindern auf den Armen, besuchen, um den Nachmittag angenehm zu verbringen, die Bildergallerie. Hierin wünschte der Verfasser wohl eine Abänderung. Die Kinder sind der Gallerie gefährlich: sie betasten manchmal mit schmutzigen Fingern die vortrefflichsten Stücke. Wozu ist auch überhaupt für Kinder die Ansicht der Gallerie? Ich glaube, man könnte, ohne dem Publikum einen Zwang zu thun, Kindern und

andern ganz niedrigen Leuten den Eingang verwehren, weil ja eine solche Gemäldesammlung kein Marionettenspiel ist, und man doch weiß, daß dergleichen Leute nichts bessers aus der Ansicht derselben zu schöpfen wissen, als wenn sie aus langer Weile den Gukkasten eines Savoyarden ansähen.

Hinter dem Gebäude, gegen die Stadt zu, liegt der zimlich geräumige Garten. Er bildet einen gelinden Abhang. Von der obern Terrasse, noch mehr aber aus dem ersten Stockwerk des Schlosses, hat man eine entzückende Aussicht über den größten Theil der Stadt und der Vorstädte, auf den Kahlenberg und die daran liegenden Weinberge, und rechts über die Gegenden der Donau hin. Diese Aussicht würde der Garten nicht haben, wenn er mit mehr und höhern Bäumen bepflanzt wäre: dagegen würde er einen andern Vorzug besitzen, nämlich mehr Schatten, den man jetzt nur in dem untern Theile findet. Aus Mangel dieser einem Garten so wesentlichen Eigenschaft wird er

nicht

nicht sehr häufig, und nur gegen den spätern Abend hin, von der Schönen Welt besucht.

Oekonomische Gegenstände.

Leichtes Mittel Silber vom Unrath zu reinigen, daß im geringsten nichts davon abgehet.

Man nehme trockene Weinhefen, lasse sie in weißen Wein zergehen, überstreiche die Gefäße, wie mit einem Pflaster, lasse solche eine Weile an der Sonne stehen, wasche es sodann mit Brunnenwasser ab, so werden sie so rein, und schön, als wären sie noch neu.

Gelbe Lein- und Baumwollwäsche wieder weiß zu machen.

Wenn eine Leinwäsche entweder durch langes Liegen, oder durch allzuheisses Wasser gelb geworden, welches bei der baumwollenen Leinwand am ehesten geschieht, dieser kann also geholfen werden. Man nehme in einem irdenen oder kupfernen reinen Gefäß Buttermilch, die schon etliche Tage gestanden, und fast in die Säure übergehen will, weiche die gelb angeloffene Wäsche darein, lasse sie also 8 Tage lang liegen, darnach arbeite sie wohl durch, und wasche sie wieder mit Seifen aus einem laulichten Wasser, und spüle sie in kaltem Wasser aus. Wenn sie nun getrocknet, und noch nicht schön weiß genug ist, so kann man den Versuch öfters wiederholen, denn die Probe ist sicher.

Winterblumen zu erzeugn.

Diese erzieht man vom November an vor dem Fenster, wenn man ein keglichtes Blumenglas voll Wasser z. E. mit einem Hiazintenzwiebel in der Mündung versieht, ohne daß diese das Wasser berühret. Indem die trocken liegende Zwiebel die Nässe von ferne in sich saugt, so treibt sie in einigen Tagen weiße Wurzeln, die das Wasser anfüllen. In 4 Wochen brechen die Knospen und Blumen hervor: da aber das Wasser bald grün und stinkend wird, so muß man frisches Wasser zugiessen.

Besondere Art die Zwiebel zu vergrössern.

Folgendes Mittel, Zwiebeln (allium cepa) von außerordentlicher Grösse zu ziehen, scheint nicht so allgemein bekannt zu seyn, als es zu seyn verdienet. Die Zwiebeln werden den Winter hindurch neben einem geheizten Stubenofen gelegt, so, daß

sie fast ganz auserocknen. Im Frühjahre werden sie in die Erde gelegt, und alsdenn treiben sie keinen Stengel, hingegen erwächst die Zwiebel zur Grösse einer Rübe. Ich habe (sagt der Verfasser) Stücke gesehen, die ein Pfund und darüber wogen.

Vom Schaden eines übermäßigen Viehstandes. *)

Viele Landwirthe haben noch immer das Vorurtheil, daß der Nutzen, den man sich überhaupt vom Viehe zu versprechen hat, auch mit der Menge desselben zunehme. Daher suchen ste ihren Viehstand so viel wie möglich zu vermehren, ohne zu überlegen, ob sie zur Unterhaltung desselben auch hinreichende gute Fütterung haben. Sie erwägen nicht, daß man fast mit halb so vielen gut gefütterten Zugochsen das nämliche, als mit noch einmal so vielem ausgehungerten Viehe ausrichten kann. Letzteres ist auch den Krankheiten mehr

*) Beckmann.

mehr unterworfen und übersteht dieselbe wegen seiner Schwäche nicht so leicht, als in gutem Futter stehendes Zugvieh, und oft wird dadurch der Landwirth gehindert, sein Land zur gehörigen Zeit zu bestellen, so günstig ihm auch sonst die Witterung seyn mag. Treibt er, wenn er nicht zureichendes Futter hat, sein Vieh des Nachts an die Weide, wie oft geschieht, so leidet um so mehr die Gesundheit des Viehes, durch die kalten Nächte, schädliche Nebel und Näße. Zudem arbeitet ein geringes Vieh, wenn es auch gesund ist, bei weitem nicht so frisch, als gesundes gut gefüttertes Vieh. Eben so irren sich solche Landwirthe auch darinn, daß sie von einer grossen Anzahl auch eine grössere Menge Dünger erwarten. Selbst der Dünger, den man vom Vieh erhält, das in gutem Futter steht, hat bekanntlich einen grossen Vorzug vor jenem, und man kann also mit gleich vielem Dünger ein grösseres Stück Land bestreiten. Und treibt man in Ermanglung des Fut-

ters solches Vieh an die Weide, so geht der Dünger gar verlohren. Hat der Landmann zu viel Vieh, so sieht er sich in den Jahren, wo das Futter misräth, dennoch genöthiget, seinen Viehstand zu vermindern, da ein solcher seinem Vieh nicht wohl noch weniger geben kann, als er bisher gegeben hat. Alsdann muß er also sein Vieh gerade zu der Zeit verkaufen, wenn der Preis desselben am geringsten ist. Dies sind die Nachtheile, die einem Landwirthe selbst zuwachsen, wenn er mehr Vieh, insbesondere Zugvieh, hält, als er nach seiner Fütterung halten sollte.

Der Schaden wird aber dadurch noch allgemeiner, wenn solchen Landwirthen verstattet wird, des Nachts mit ihrem Zugvieh an die Weide zu treiben. Jeder glaubt Vieh halten zu können, ohne die erforderliche Fütterung haben zu dürfen, und je mehr der Viehstand von der Art an einem Orte zunimmnt, desto beträchtlicher wird der Schaden, der den übrigen Einwohnern an

Ae=

Aeckern, Wiesen und Gärten und selbst in den Wäldern an dem jungen Anflug von Laub- und Nadelholz durchs Nachthüten geschieht. Eben so nachtheilig fürs gemeine Wesen ist das in einigen Ländern gewöhnliche Strickhüten zwischen den Aeckern. Die schönsten Früchte werden da, wo die Aecker an den Reinen liegen, wenn der Viehhirt glaubt unbemerkt zu seyn, abgehütet und zertreten. Nicht weniger leiden dadurch die Einfriedigungen der Ländereyen und die Zäune an den Gärten. Der Schaden, welcher durch das Nacht- und Strickhüten und überhaupt durch den übermäßigen Viehstand dem gemeinen Wesen zuwächst, ist beträchtlich genug, die Landespolizey zu bewegen, die kräftigsten Mittel aufzusuchen, und diesem Unwesen Einhalt zu thun. Zu Erreichung dieses Endzwecks hat man in Hessen das Hüten zur Nachtzeit mit dem Vieh, nebst dem Strickhüten zwischen befruchteten Aeckern am Tage, gänzlich untersagt. Die Ställe werden öfters visitirt, und wenn der

Ei-

Eigenthümer nicht darthun kann, daß, wenn kein Vieh vorgefunden wird, solches im Dienste sey, so wird er das erstemal mit 24 Stunden Gefängnißstrafe belegt. Diese Strafe steigt bis zum 4ten Betretungsfall, der mit dem Zuchthause bestraft wird. Außer diesen Gefängnißstrafen, muß derselbe auch noch von jedem Stücke Vieh bestimmte Denunziazions-Gebühren abtragen, die auch mit jenen Strafen steigen. Der jedesmalige Schaden wird in Beiseyn dessen, der den Schaden erlitten, taxirt, und von den Uibertretern vergütet. Ein solcher Uibertreter kann nie zu einer Stadt- oder Gemeindebedienung gelangen, und steht er schon in einer solchen, so wird er sogleich, nebst obiger Bestrafung, derselben entsetzt. Alle übrige herrschaftliche Bediente, welche hiewider handeln, werden nebst der Schadenersetzung, von dem Gerichte, worunter sie stehen, nachdrücklich gestraft, und, im Fall sie nach Proporzion ihres haltenden Viehes nicht eigene Güter genug besitzen,

zur

zur Abschaffung alles überflüßigen Viehes angehalten. Hält jemand Vieh, ohne daß er es mit eigenem Futter durchbringen kann, so soll er im Uibertretungsfall nebst obiger Strafe, bei Vermeidung dessen Konfiskazion, solches sogleich abschaffen. Nur allein dadurch kann sich einer die Erlaubniß ferner Vieh fortzuhalten verschaffen, daß er etliche Aecker von der in der Feldmark wüstliegenden Länderey in Kultur nimmt, und soll ihm solches blos gegen Abtragung der darauf haftenden Zinsen, Zehenden, Dienste und Kontribuzion zugestanden werden, ohne daß sich der Eigenthümer dawider setzen darf, es sey denn, daß derselbe das Land selbst sogleich bauen wolle. Ist letzteres nicht, so wird dem wenig oder nicht begüterten die Benützung des triesch-liegenden Landes auf 6 Jahre zugestanden. Will beim Ablauf derselben der Eigenthümer die Bestellung des Landes noch nicht selbst übernehmen, so wird dem zeitherigen Inhaber des Landes die fernere Bestellung

dessel-

dessélben auf 6 Jahre zugesichert. An Orten aber, wo es an dergleichen Leuten fehlt, die keine oder wenige Güter haben, und doch Vieh halten, sollen die Städte und Gemeinden selbst die triefschliegenden Ländereyen unter sich vertheilen und wieder zur Kultur bringen. Und damit es den Unterthanen nicht an der nöthigen Stallfütterung fehle, so soll denselben zu Anbauung schicklicher Futterkräuter die nöthige Anleitung gegeben werden. Von denjenigen zehendbaren Ländereyen, welche sich zu Wiesen besser als zu Land schicken, und dazu bestellt werden, soll blos ein mäßiges Zehendgeld entrichtet werden.

Von der Nützlichkeit und dem Gebrauch des Anis vom Krüniz.

Der Anis hat so viele Eigenschaften und Tugenden, daß man ihn in der Arzney die Seele der Lunge, und das Labsal der Eingeweide nennet. Er hat die Ober-

stelle unter den sogenannten 4 grössern wärmenden Saamen, und führet den Namen eines Karminativs, weil er die Blähungen vertreibt. Er ist auch zugleich kalten und feuchten Magen sehr zuträglich. Er befördert die Verdauung, wenn man ihn nach der Mahlzeit genießt. Er stillet das Kurren, und schneiden im Bauch, das Erbrechen, und das Aufsteigen oder den Schlucken. Jedermann weiß, wie nützlich dieser Saamen, insonderheit der mit zucker überzogene, des Morgens gegessen, denen ist, die mit Schneiden im Magen, und in den Gedärmen geplagt sind, und denen, welche einen übelriechenden Athem haben, und gern eine schöne Farbe haben wollen. Er stillet den Darmfluß und die rothe Ruhr, löschet den Durst, schärfet das Gesicht, machet schlafen, dienet den Milz- und Lungensüchtigen, und mehret die Milch. Man infundirt 1 Quintgen davon, nebst 2 Quintgen Sennesblättern, und braucht diese Infusion als Thee zu Purganzen, wodurch man dem

Schnei-

Schneiden abhilft. Er thut auch bei Klistiren das beste, wenn man die Kolik stillen, den Durchlauf anhalten, und die Winde zertheilen will. Man kochet davon 2 oder 3 Quintgen mit anderen Kräutern. Man kann dergleichen auch in die Bäder thun, indem man sie mit den Kräutern, daraus man ein Getränke macht, kochen läßt. Einen Rauch von Anis gemacht, und in die Nase gelassen, ist gut zu dem aufgeblasenen und angetriebenen Antlitz, benimmt das Hauptwehe und Schwindel. Gestossen und mit Rosenöl gemischt, oder gekocht, und in die Ohren gethan, heilet die ausgebrochenen Ohren, und bringt das verlohrne Gehör wieder. Gestossen, und auf giftige Bisse gelegt, ziehet er den Gift heraus, und heilet die Wunden. Wenn einem etwas in das Auge gefallen wäre, der lege es darauf, wie ein Pflaster, so ziehet er es heraus. Mit Hönig und Isop vermengt, in Weineßig gesotten, und ein Gurgelwasser daraus gemacht, ist gut für

Hals=

Halsgeschwüre. Mit Bibergeil genützt, leget die Geschwulst des Magens und der Gedärme. In den Apotheken hat man davon: das destillirte Wasser, welches vom Kraut und Saamen, wenn es bald zeitig ist, gebrannt wird, und zu allen oben gemeldten Beschwerungen dienlich ist: den Spiritus, einen Aquavit, ein Oel, die Species de aniso, und das Salz, welche alle mit dem Saamen fast gleiche Tugenden haben, ein Konfekt, und überzuckerten Anis, eine confectionem anisi laxativam simplicem, und anisum solutivum solidum. welche in faulen Fiebern und der Wassersucht, eine gute Abführung wirken: und endlich confectionem anisi emeticam, welche in langwierigen Fiebern, Milz- Gall- und Gelbsucht zum Erbrechen dienet. Das Oel, welches man aus dem Anis entweder durch Ausdrückung oder durch Destillazion herauszieht, ist wider die Wind Kolik ganz vortreflich, und befördert bei Engbrüstigen

den Auswurf. Das Oel zu bereiten, muß man den Anis stossen, hernach im Wein faulen lassen, alsdenn fein langsam und mit gelindem Feuer distilliren, sonst gehet der flüchtige Theil im Aufsteigen fort. Bei dem Brennen bekommt man ein milchigt Wasser, welches an die Sonne gesetzt, oben viel Oel giebt, und wenn man den Anis etwas lange weichen läßt, erhält man aus 1 ℔. Anis 1 Loth Oel. Es hat eine erwärmende und trocknende Kraft. Ein paar Tropfen davon in einem Löffel voll Wein, oder warmen Fleischbrühe, nüchtern eingenommen, machet einen wohlriechenden Athem, stärket das Haupt, vertreibet die Kopfschmerzen, den Schwindel und die schweren Träume: ist für den Krampf, fallende Sucht, Schlag, ermüdete Glieder, Blähungen und Podagra gut. Es dienet auch wider die Kolik, Keichen, starken Husten, und befördert den Auswurf (sonderlich der balsamus sulphuris anisatus) treibet den Harn, den Nieren- und Blasenstein,

reiniget die Mutter von allem Schleim und Blähungen, befördert die Monatzeit, und lindert die dabei sich ereignenden Schmerzen, trocknet den weißen Fluß der Weiber aus, und die Wassersucht, befördert die Geburt, auf die vom Schlag gelähmte Zunge gestrichen, bringt er die verlohrne Sprache wieder. Das Oel thut auch gut in den Geschwulsten, so vom Fallen, Stossen oder Schlagen herkommen, vornämlich bei den kleinen Kindern, wenn sie erst gehen lernen, und oft Beulen vor die Stirne fallen. In Herzensangst, welche von einem sauern Schleime und anderer Unreinigkeit des Magens kömmt, soll man das Anisöl äußerlich auf den Magen streichen. Die Kisten endlich damit bestrichen, verhütet Schaben und Würmer. Man bedient sich auch des Anisöls, indem man etwas weniges den Tauben unter die Flügel schmieret, als einer Witterung, um die Tauben dadurch zu verwahren, daß sie sich nicht zu einer fremden Flucht gesellen, und nicht nur bleiben,

sondern wohl gar andere mit sich bringen. Das Anissalz dienet wider das Keichen, Wassersucht, Verstopf- und Verhaltung des Harns, und andere Nieren- und Blasenzufälle, reiniget und stärket den Magen, und treibet die Blähungen. Wider diese und andere Schwachheiten des Magens, ist gewißlich nichts besseres, als das sal volatile anisi, welches aus dem *unverfälschten* Anisöl durch Absonderung des annoch anhängenden wässerigen Theils durch ein gleichförmiges Salz zubereitet wird.

Von dem neben den Wässern, oder auch auf trocknen Feldern wachsenden Gänserichkraut mit wolligten Blättern und gelben Blühten. *)

Es ist das Gänserich ein herrliches Wundkraut. Es kühlet, hält an, und reiniget, heilet die Brüche, und alle böse gefährliche Schäden und Wunden im Leibe, stil-

*) Krüniz.

stillet die Bauchflüsse, die rothe und weiße Ruhr, das Blutspeyen, die starke monatliche Reinigung, vornämlich aber den weißen Fluß der Weiber, mit Wein oder Wasser nebst der Wurzel gekocht, und davon Morgens und Abends getrunken, oder das Pulver davon mit Fleischbrühe eingenommen. Ja nur, nach des Mathiolus Zeugniß, das grüne Kraut in den Schuhen unter den bloßen Fußsolen getragen, soll den Weiberfluß stillen, und innerhalb 24 Stunden auch die rothe Ruhr heilen. Es ist dieses Kraut auch eine bewährte Arzney wider den Nierenstein, es zermalmet ihn, und treibet daneben allen Schleim und Gries fort. Timäus von Guldenklee hat es wider den Nierenstein nebst dem grünen Rockenkraut (Scale) für ein arcanum gehalten, und aus beiden Stücken einen syrupum nephriticum bereitet. Das Kraut in Wein gelegt, und davon getrunken, vertreibet die Fieber, Gelb- und Wassersucht: es zertheilet auch das geronnene Blut, und ist der

Leber dienlich. Mit Wermut gebraucht, tödtet es die Würmer, und vertreibet das Grimmen. Mit Salz und Eßig gestossen, und auf den Puls und auf die Fußsolen gelegt, lindert und benimmt es die grosse Hitze in den Fiebern, und hebet die Kopfschmerzen. In Wein gesotten, und warm auf den Nabel gelegt, öffnet es den Leib. In Butter geprägelt und auf den Leib gelegt, stillet es die rothe Ruhr. In die Schuh gelegt, und darauf gegangen, verzehrt es die Geschwulst der Schenkel und Füsse. Auf die Brüste gebunden, zertheilet es die Knollen, und vertreibet die Milch. Im Wasser gesotten, und darin gebadet, lindert es das Glieder- und Hüftwehe. Mit unter die Mundwässer genommen, stärket es die wackelnden Zähne, und das lockere Zahnfleisch, mildert die Zahnschmerzen, und heilet die Verfehrung des Halses. Gepülvert und dem Zugvieh in den gelaufenen Wolf gestreuet, heilet es ihn. In dem ausgepreßten Saft Tüchlein genetzet, und

über

über die Stirn gelegt, stillet es das Nasenbluten. Wenn man sich wund gelaufen, oder geritten hat, darf man nur den schmerzenden Ort mit dem Safte streichen, das Wasser aus diesem Kraut zu bereiten, soll man das Kraut und die Wurzel zwischen den 2 Frauentägen hacken und brennen: es ist kräftig wider den Nierenstein, mildert das Rück- und Lendenwehe. 6 oder 8 Tag lang des Morgens und Abends 2 oder 3 Loth davon getrunken, stillet es den weissen Fluß, heilet die Mundfäule, lindert das Zahnfleisch, und dienet zu den Schäden heimlicher Oerter. Es thut auch den rothen, rinnenden, schmerzhaften und dunklen Augen gut, vertreibet derselben Flüsse, Flecken, Blattern, und Dunkelheit, und stärket das Gesicht. Es nimmt die Flecken und Masern des Angesichts, besonders aber die Sommersprossen hinweg. In England brauchen es die Weiber gar sehr, sich das Gesicht damit zu waschen, wider die von der Sonne verursachte braune Farbe. So

heilet es auch die Wunden, fleißig damit gewaschen, und mit Tüchern aufgelegt, kurirt es den Wolf. Den Rücken mit diesem Wasser gerieben, benimmt die Rückenschmerzen. Von den Blumen wird auch ein besonderes Wasser gemacht, welche man in Marienbade, wenn sie zeitig sind, destilliret. Davon des Morgens nüchtern 2 oder 3 Loth, etliche Tage nacheinander getrunken, stärket es den ganzen Körper, ist auch gut für den Schwindel, getrunken, und das Haupt damit bestrichen: es benimmt den Schnupfen und Fluß den triefenden Augen. In nässenden Schäden, mit Tüchern aufgelegt, ziehet es die Feuchtigkeiten durch die Schweißlöcher heraus. Uiber die Augen geschlagen, vertreibet es die Flecken, Flüsse, und Schmerzen der Augen. Einige bereiten aus den Blumen eine Konserve, welche wider den Stein und weissen Fluß sehr dienlich ist, auch Brust- und Lungenbeschwerungen, Wunden, u. d. gl. heilet. Das Salz wird in Fiebern gelobt. Der Saa-

men

men ist ein untrügliches Mittel wider den Blutfluß.

Von einer mit den s. v. Bettwanzen anzustellenden Jagd. *)

Ich kann nicht umhin, hier ein Beispiel zu erzählen, wie viel Vortheil man davon ziehen kannn, wenn man den Trieben der Thiere nachspüret, und ihre Natur genau suchet kennen zu lernen. Wer oft Gelegenheit hat, auf die Unternehmungen der grossen Baumwanzen, welche beim Ritter Linee cimices bidentes, rufipedes, perlonati, u. s. w. heißen, Acht zu haben, der wird mir gerne zugeben, daß sie in dem Insektenreiche mit unter die verwegensten Raubthiere zu rechnen sind. Sie stellen nicht allein den Blatläusen und ihren Kolonien begierig nach: sondern sie fallen auch andere grössere Insekten der Bäume, deren Häute nicht zu hartschalig sind, grimmig

*) S. Naturforschers.

an. Sie halten ihren Raub mit den Beinen unter sich selbst, stechen ihnen den verborgnen Stachel ihres Rüssels in den Leib, und saugen sie aus. Auf diese Art hab ich viele Würmer und Raupen gesehen ums Leben kommen. Die ausnehmende, und so zu sagen, unersättliche Raubbegierde dieser grossen Wanzen brachte mich zu den Entschluß, dem Vorschlag des berühmten Linee zu folgen, und zu versuchen, ob sie nicht gegen ihr eigen Geschlecht gegen die cimices apteros lectularios zu Felde zögen? Wie beschwerlich diese scheußliche, stinkende Haus- oder Bettwanzen dem menschlichen Geschlechte fallen, ist Niemand unbekannt. Es ist noch ein Glück für uns, daß diese eckelhafte Thiere uns am Tage nicht umgeben: sondern sich, ihrer Sicherheit wegen, wie die Nachteulen des Tags wieder in ihre Löcher verkriechen. Wie viele empfindliche und zärtliche Personen würden sich nicht eben so für diesen schmutzigen Thieren, als für den Spinnen entsetzen; wenn sie beim

Es

Essen oder anderen Beschäftigungen des Tages auf sie loskämen, und würden wohl gar an ihrer Gesundheit darüber leiden. Ohneracht nach dem Lineeischen und anderer Insektensystemen, außer dieser kleinen ohngeflügelten weichen Wanze, noch über hundert Gattungen in Feldern, Wäldern, und Gärten anzutreffen sind: so hat doch keine derselben, so ein widriges Ansehen, und so einen abscheulichen Gestank, als dieses animal nocturnum, wie es Linee nennet. Ja! es leben wirklich viele Wanzen in der freyen Luft, welche wegen ihren hochrothen Farben und anderer schönen Zeichnungen jedermann gerne sieht, auch unserer Nase gar nicht so beschwerlich fallen. Ohne Zweifel liegt darinnen der Grund von den überaus flüchtigen unangenehmen Ausdünstungen der Bettwanzen, daß sie sich bei unsern ausgeworfenen und ausgedünsteten animalischen Unreinigkeiten aufhalten, und darnach lüstern sind. Da man zuverlässig weiß, daß dieses Thier ausländisch ist, in einigen

gen Europäischen Ländern zuerst um die Zeit der Geburt Christi und besonders in England 1670 zuerst ist gesehen worden: so sollte man desto eifriger bemühet seyn, diese Plage wieder auszurotten. Wie viele Laugen, Salben und Rauchwerke hat nicht der menschliche Verstand schon ausgedacht, unsere Schlafstätte von diesen Gästen zu reinigen, und meistentheils sind dergleichen Versuche fruchtlos abgelaufen. Es verschonen diese Thiere nicht einmal die vornehmsten Palläste: denn ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein gewisser Mensch hier durchreiste, der seines Geheimnißes wegen, das er gegen die Hauswanzen zu besitzen sich rühmte, an einen fürstl. Hof verschrieben war. Außer einer beständig zu beobachtenden grossen Reinlichkeit, kann ich aus eigener, auf wiederholte Versuche sich gründenden Erfahrung, allen denen, die in ihren Kammern und Betten mit diesem zahlreichen Ungeziefer beschweret sind, nichts bessers rathen, als daß sie von den Bäu-

men

men sechs bis acht Stücke der gemeinen grossen hartschaligen braunen Wanzen (Coleoptratos thorace acuto) einfangen, und dieselbe einige Wochen lang in die Kammern einschließen, welche sie zu reinigen willens sind. Sie werden bald mit Vergnügen sehen, daß diese wilden Baumwanzen jenes schmutzige, nächtliche Ungeziefer in allen ihren Löchern und Schlupfwinkeln aufsuchen, und so lange morden, bis sie solche ganz vertilget haben.

Wirkungen und guter Gebrauch des Knoblauchs. *)

Die Kraft des Knoblauchs ist dermaßen penetrant, daß, wenn man kurz vor dem Schlachten einem Thiere etwas Knoblauch giebt, das Fleisch davon einen Geschmack bekommt. Knoblauch in ein nicht gar voll gefülltes Faß Wein gethan, und an die Sonne gestellt, machet den Wein zu Eßig.

Der

*) Krüniz Encyklopäd.

Der Knoblauch ist nach des Durantes Versicherung, den Nattern dermaßen zuwider, daß sie, wenn sie zu solchen Wurzeln gebracht werden, in einen so tiefen Schlaf fallen, daß sie nicht mehr erwachen. Es werden auch die Maulwürfe aus den Gärten verjagt, wenn man Knoblauch in ihre aufgeworfene Löcher stecket. Kleingeschnittne Knoblauchszwiebeln werden als ein Mittel wider die Schnecken auf den Saatfeldern im Leipziger Intelligenzblat angepriesen. Hühner, die den Zipf haben, kurirt man, indem man ihnen die Zungen mit Knoblauch reibet. Es ist auch beinahe eine allgemeine Meinung, daß der Knoblauch einer der stärksten Gegengifte, und ein sicheres Bewahrungsmittel wider die böse Luft seye. Man führet einen Kopf davon bei sich in der Tasche, und nimmt eine Ziebe in den Mund, wenn man einen Kranken zu besuchen verbunden ist. Uiberhaupt hat er in allen giftigen Krankheiten, und besonders wider die Pest, grosse Kraft und Wirkung.

Böckel sagt, in der Hamburgischen Pestord-
nung, daß die Ungarn zur Zeit der Pest
kein gewisseres Mittel haben, als den Knob-
lauch, indem er die Körper der Menschen
trocknet, und zu keiner Fäulung kommen
läßt. Ein gewisser berühmter Arzt half
denjenigen, welche die Pest hatten, durch
kein anderes Mittel, als daß er sie durch
2 Unzen Meth, in welchem er Knoblauch
kochte, zum Schwitzen brachte. — Er stil-
let die Kolik, oder das Bauchgrimmen, so
von Winden herkömmt, treibet den Gries
und Harn, lindert die Steinschmerzen, und
widerstehet bösartigen Säften: man läßt
etliche Zieben davon in Milch kochen, und
trinket dieselbe, oder man kann auch dieses
Dekokt zu einen Klistier gebrauchen. In
Milch gesotten oder den Saft davon mit
Wein vermischt, und den Kindern bei ab-
nehmenden Mond, Morgens und Abends
einen Trunk gegeben, oder pflasterweis mit
Butter oder Feigbohnenpulver auf den Ma-
gen und Nabel gelegt, tödtet die Spulwür-

mer,

mer, und treibet sie mächtig aus. — Er erwärmet den Magen, und erweckt den Apetit wieder, ist auch zugleich eine Herzstärkung. Das heftige Bauchschneiden stillen einige Gläser laues Wasser, worein man eine Ziebe gehackten Knoblauch geworfen hat, sehr geschwind. Er ist auch denen, welche den Scharbock haben, desgleichen Gelb- und Wassersüchtigen dienlich, wenn sie denselben als eine Infusion in einem halben Nößel blanken Wein einnehmen, und dazu ist eine einzige Ziebe schon hinlänglich: allein man nimmt deren 3, wenn man ihn lieber in einem Nößel abgekochter Milch einnehmen will. Er erwärmet die erkaltete Brust, und bekömmt mit Hönig den Hustenden, und Engbrüstigen sehr wohl. Man bereitet auch Knoblauchsyrup, wenn man ½ ℔. zerschnittnen Knoblauch nimmt, ein Nößel kochendes Wasser darauf gießt, es in einem verdeckten Geschirre 12 Stunden lang stehen läßt, durchseiget, und nachher so viel Zucker oder Hönig dazu thut, daß

es

es dick, wie ein Syrup wird: dieser wird in Husten, wobei zäher Schleim ist, in Engbrüstigkeit und Wassersucht gebraucht: die Dosis ist 1 oder 2 Speislöffel voll auf einmal, 2 oder 3mal des Tages. Der Knoblauch befördert auch die Verdauung, und arbeitsame Leute, sowohl zu Land als zu Wasser reisende Personen, Soldaten u. d. gl., welche sich öfters mit groben und harten Speisen nähren, viel trocken Brod essen, bisweilen zur Sommerszeit in der Hitze grossen Durst leiden, oder viel rohes, verdorbenes, unreines und ungesundes Wasser, oder anderes schädliches Getränk trinken müssen, thun sehr wohl, wenn sie Knoblauch genießen, indem derselbe die schlechte Beschaffenheit des Wassers verbessert, sie vor den Würmern bewahrt, auch verhütet, daß solches dem Magen und Gedärme nicht schadet, noch die Adern verstopfet, und eben deswegen hat ihn Galen den Theriak der Armen genannt. Vatter, in seiner dissert. de morbis navigantium

bezeuget, daß, wenn die Bootsknechte nicht so viel Knoblauch ässen, sie öfters die Läusesucht bekommen, oder gar von den Läusen gefressen werden würden. Wider den Biß und Stich der Spinnen, Skorpionen, Schlangen und wüthender Hunde hilft er inn- und äußerlich.

Was insbesondere den äußerlichen Gebrauch betrift, so ist ein ganzer Kopf in einem Mörser gestossen, zu einer Salbe gemacht, und nach und nach mit ein wenig Baumöl begossen, ein kräftiges Zertheilungsmittel für die Geschwulst der Füsse: auch ziehet derselbe, wenn man ihn im Wasser siedet, und die geschwollne Beine Morgens und Abends warm damit wäscht, die Geschwulst aus. Mit Salz oder Salpeter gestossen, und auf den Nabel warm gelegt, lindert er die Schmerzen der Kolik. Man bedienet sich der davon mit Oel bereiteten Salbe auch den Krebs zu stillen, und nennt dieses Teufelesenf. Eben dieselbe tödtet auch die Würmer, wennn man sie auf den Nabel schmie-

schmieret. Der Knoblauchssaft mit Hönig und frischem Butter, oder Schweinschmalz vermischt, heilet den Grind und die hartnäckige Krätze, und tödtet, wenn er mit Salpeter oder Salz und Weineßig vermischet, oder mit frischem Butter und gekochtem Eyerdotter zu einer Salbe gemacht wird, die Läuse, und Nisse. Eine gestossene und in Stücke zerschnittene Ziebe Knoblauch, wenn man sie in die Ohren stecket, oder mit Sauerteig auf den Ellenbogen, oder auf den Puls derselben Seite gebunden, oder nur hinter die Ohren gelegt, stillet die Zahnschmerzen. Zu einem Brey gemacht, und umgeschlagen, heilet er die zerquetschten Nägel an Händen und Füssen, und ziehet auch Splitter von Holz oder Glas aus den Wunden. Mit Hönig vermischt, und aufgestrichen, vertreibet er die blauen Mähler vom Stossen oder Schlagen, wie auch die Flechten und Zittermähler. Knoblauch, so stark als möglich, gequetscht, mit gröblich geschnittner Klettenwurz und Küchensalz ver-

mischt, und zu einen Pflaster gemacht, ist ein herrliches Mittel wider den Biß toller Hunde, sowohl bei Menschen, als auch vornehmlich bei Schafen, wenn man es auf den Biß leget, und wenigstens eine Woche hindurch täglich erneuert. Ein Quentgen zerstossenen Knoblauch mit eben so viel Theriak und ein wenig Spinnengewebe zu einen Teig gemischt, und um das Gelenk der Hand gebunden, 1 oder 2 Tage getragen, hebet zuweilen bei einigen das Fieber. Mit ein wenig Safran zerstossen, und auf das erste Glied des Mittelfingers, nebst der Hand 24 Stunden gebunden, ziehet sehr heftig, und vertreibet ebenfalls das Fieber. Knoblauch mit Althäsalbe oder Schweinfett vermengt, und des Abends, wenn man schlafen gehen will, unter die Fußsolen fein warm gerieben, und mit warmen Tüchern verbunden, vertreibet den Husten, die Heiserkeit und Engbrüstigkeit, der Saft, wenn die Glieder damit gerieben werden, hebt die scorbutische reissende Gicht. Wenn man

den

den Knoblauch des Morgens nüchtern zerkauet, und den Kindern, wenn sie die Pocken bekommen sollen, den Dampf davon in die Augen gehen läßt, verhütet er, daß sie die Pocken nicht in die Augen bekommen; es muß aber gleich im Anfange, und etliche Tage nacheinander geschehen. Der Knoblauch in weiß Lilien, oder Leinöl geröstet, und warm über die Eitergeschwüre gelegt, zeitiget, und öffnet dieselben. Die Asche von Knoblauch heilet böse offene Schäden, wenn sie darein gestreuet wird. Etwas besonderes von seinen Eigenschaften ist noch, was die acta erudit. lipsi. v. Jahre 1693. S. 150. bezeugen, daß er für den Schlucken helfe, wenn entweder diejenige Person selbst, welche damit geplagt, und dieser Sache unwissend ist, oder auch eine andere hinzugekommene, etwas davon in der Hand halte. Uibrigens muß man, nach der Meinung des Hrn. Geoffroy wohl in Acht nehmen, daß alle diese Zubereitungen des Knoblauchs, sie mögen nun inner-

lich, oder äußerlich gebraucht werden, bey gewissen Fällen nicht statt finden, als: wo ein Fluß von einer zähen und scharfen Feuchtigkeit, Blutspeyen, eine grosse innerliche Hitze, und eine Wallung des Geblüts ist, und daß er hageren, hitzigen und trocknen Naturen, Podagristen, schwangern Frauen, und denen mit der Venusseuche behafteten nicht zum besten kömmt.

Nach genossenen Knoblauch kann der widrige Geruch gemäßigt und vertrieben werden, wenn man Zimmet, Zitwerwurzel, Nelken- Anis- oder Fenchelsaamen, Kimmel, eine rohe Bohne, oder Petersilie in dem Mund zerkauet, oder einen frischen Apfel, oder die Mangoldwurzel, so in Kohlen gebraten worden, darauf ißt. Einige wollen des Knoblauchs üblen Geruch im Bauen abhelfen, wenn sie ihn einlegen, und zu seiner Zeit ausgraben, wenn der Mond gar nicht auf den Horizont ist.

Arzneygebrauch von den Erlen.

Das aus den Erlenblättern gesammelte Wasser wird in der Gicht, und in dem Gliederreissen, wenn man es äußerlich auflegt, für ein bewährtes Mittel gehalten. Nach Tourneforts Berichte pflegt man auch in den Alpen Gebirgen diejenigen, die mit der Lähmung der Glieder behaftet sind, sonderlich, wenn sie etwa von einer äußerlichen Ursache herrühret, wie etwa denjenigen zu begegnen pflegt, die auf der Erde schlafen, oder sich in feuchten Bauernhäusern aufhalten, auf folgende Weise zu kuriren: Man füllet einige Säcke mit Erlenblätter an, läßt sie an der Sonne oder an einen warmen Ofen trocknen, und warm werden: alsdenn breitet man sie in einem Bette aus, und läßt den Kranken darauf liegen: nach diesem bedecket man ihn wieder mit den gewärmten Blättern, und einer guten Decke, und läßt ihn wacker darauf schwitzen. Vielleicht sind die auf den

Alpen wachsenden Erlen hiezu kräftiger, welche Hr. v. Haller in seiner ennum. stirp. helvet. S. 157. anzeiget. Herr D. Hünerwolf zu Arnstadt gedenket in den miscell. nat. cur. decur einer Frauensperson, die sehr heftige Gichter erlitten, von einigen mit Wurm abtreibenden Arzneyen vergebens gemartert worden, und endlich ein Erbrechmittel genommen, das viel Schleim, wie Froschlaich, von ihr getrieben, da es sich aber auch weder hierauf, noch auf andere Mittel gebessert, so haben einige gerathen, sie sollte frisches Erlenlaub unter die Fußsolen gebunden, gebrauchen, worauf sich die grausame Krankheit auf einmal verlohr. Vielleicht sind es, nach damaliger Jahrszeit, die stark klebenden wie mit Pech beschmirten Blätter gewesen, welche dann durch ihre anziehende Kraft solche Wirkung geleistet haben. — Uiberhaupt pflegen die Blätter etwas welk gemacht, und aufgelegt, zu kühlen, zu zertheilen, und die Entzündungen zu stillen. Etliche gebrau-

chen

chen sie zu hitzigen Geschwulsten und aufgelaufenen Beulen, sie heilen auch alte Schäden und Wunden, oft darüber gelegt. Das Laub zu Pulver gebrannt, und in die Wunden gestreuet, heilet sie bald, sonderlich, wenn man die Wunde zuvor mit einer geringen Lauge, vom Eichenholze bereitet, fein sauber auswäscht. Etliche legen die Blätter auch auf die podagrischen Füsse. Das Laub auf die bösen Brüste gelegt, heilet nicht allein alle Löcher der Brüste, sondern hebt auch die Geschwulst. Die innerliche röthlichte Rinde in Wein gesotten, und etliche Morgen und Abend davon getrunken, ist gut für die Liebestränke, den Mund damit ausgewaschen, stärket das Zahnfleisch, und verhindert die Zahnschmerzen. Laub und Rinden im Wasser gesotten, und warm gewaschen ist gut für Schäden, Flechten und Krätze.

Von dem Nutzen Schweine auf Weizen zu pfärchen.

Mein Bruder (sagt dieser trefliche Landwirth) hatte ein Feld mit Weizen besäet, und entschloß sich seine Schweine darauf zu pfärchen, derer er eine grosse Anzahl hielte. Diesemnach schaffte er sich einige starke Hürden an, und fieng bald darauf an, nachdem es war besäet worden, den Versuch zu machen. Es gieng alles überaus wohl: die Schweine ließen eine ansehnliche Menge Dünger auf das Land fallen: und was noch von grösserem Nutzen war, so traten sie die lockeren Theile des Erdreichs so dicht, daß es sich im Sommer nicht hob, und keine Weizenähre wurzelfällig war, wie es vorher vielfältig zu seyn pflegte.

Die Aernte, welche er durch diesen Versuch erhielt, war sehr beträchtlich: und er billigte das Pfärchen seiner Schweine so sehr, daß er einige Jahre damit fortfuhr, bis er starb.

Man

Man hat ihn oft mit grossem Lobe von seiner Entdeckung sprechen hören, wie er es nennte: und er sagte, seine Schweine thäten dem Lande vielmehr Dienste, als Schafe thun können: aber alsdenn ist die Gewohnheit sie zu pfärchen etwas beschwerlicher, weil ein jedes Schwein wohl geringelt werden muß: oder sie werden sonst die Erde aufwühlen und der Saat schaden.

Auch andere haben ihre Schweine mit eben dem guten Erfolge gepfärchet: so, daß ich denken solle, ein Mayer könnte, wo es ihm bequem fällt, eine grosse Anzahl Schweine zu halten, nicht besser thun, als sie zu diesem Gebrauch zu verwenden.

Das Holzwerk vor Würmern zu verwahren.

Man nimmt Nußlaub samt den grünen Schalen, siedet solches in einer Laugen, und überstreichet damit das Holz, so zuvor von dem Staube gut abgewischet wird,

über-

überstreicht es sodann mit Schweinschmalz, und reiniget es mit einem wollenen Lappen, so ist man versichert, daß kein Wurm in das Holz kömmt.

Holz auf Nußbaumart zu färben.

Trocknet man die Rinden und Schelfe von Nußbaum und Nussen an der Sonne; vermischt es mit Oel, kocht es, und streichet die Stücke nach Belieben an.

Gute Augen zu erhalten.

Wenn du eine Blödigkeit in den Augen merkest, so nimm alsbald einer halben Linse groß, auch weniger Ohrenschmalz aus den Ohren, reibe es mit dem kleinen Finger in die Winkel der Augen, wende den Kopf auf alle Seiten auch über und unter sich, dahin zugleich das Auge mitgelenkt wird, und das Ohrenschmalz dadurch sich über das Auge zieht, das gleich anfängt zu beiß-

beissen, als wenn Salz oder sonst etwas scharfes in die Augen gekommen wäre. Das Wasser lauft heraus, was dem Gesichte schadet, wird vertrieben, und die Augen kommen wieder in den besten Zustand.

Mittel wider die Wassersucht aus Iselins Ephem.

Der Holunderbaum giebt allerdings ein vortrefliches Heilungsmittel wider die Wassersucht, so viel ich aber aus Erfahrung weiß, wird dazu nicht die Wurzel, sondern die Frucht selbst gebraucht. Man nimmt ein Quart guten alten Wein, und läßt darin vier Loth getrocknete und zerstossene Hollunderbeeren auf einem warmen Ofen oder in der Sonne etwa 2 bis 3 Tage digeriren. Von diesem Wein trinkt der Kranke jeden Morgen und Abend ein Weinglas voll, und dieser Abgang in der Bouteille wird jedesmal von einem 2ten Quart Wein ergänzt. Auf diese Art trinkt der Kranke

bei-

beide Quarte Rheinwein aus, und das Uibel ist gewöhnlich gehoben. Des Morgens bleibt der Kranke, nachdem er sein Glas geleeret, eine Stunde im Bette, und beobachtet während der Kur die Diät der Brunnengäste.

Ohne Zweifel würde eine schleunigere und stärkere Wirkung durch vermehrte Menge der Hollunderbeeren zu erhalten seyn, ob aber der Brandwein hiezu etwas beitrage, und dieser statt des Weins genommen werden könne, ist mir nicht bekanot. Ich kann inzwischen versichern, daß meine leibliche Mutter auf obige Art gänzlich kurirt wurde. (So der Verfasser.)

Man macht auch von frischen Hollunderbeeren einen Wein, der nicht nur angenehm schmeckt, sondern auch dem Körper starker Personen sehr nützlich ist. Ich theile daher folgende Vorschrift zu Verfertigung dieses Hollunderweins mit. — Man nimmt 34 Th. zur völligen Reife gekommene und vom Stiel sorgfältig abgepflückte Hollun-

der-

verbeeren, und kochet sie in 4 Quartier Flußwasser 2 Stunden. Hierauf seiget man den Saft durch einen groben leinernen Beutel, um den Kern und die Haut der Beeren abzusondern, und quetscht den Beutel, damit der Saft rein herauskomme: alsdann bringt man den Saft wieder aufs Feuer, und schüttet 20 ℔. Zucker hinein. Mit diesem Zucker muß der Saft eine ganze Stunde kochen, und diese Stunde rechnet man von der Zeit an, da der Saft zu kochen angefangen. Nach Ablauf dieser Stunde läßt man den Saft in einem Zucker abkühlen, bis er nur noch milchwarm ist, gießt alsdann 4 Löffel gute frische Garre hinzu, und bringt ihn in Gährung. Wenn er 12 bis 13 Stunden gegohren, so wird der Wein auf ein Faß gefüllet, und nach einigen Tagen fest zugespundet. Erst nach Verlauf von 8 Wochen ziehet man den Wein auf Bouteillen, die aber blos mit dickem Papier zugebunden werden dürfen.

Je älter dieser Wein wird, desto stärker wird er, und mir ist versichert worden, daß die Podagristen mit diesem Hollunderwein ihr Uibel sehr mindern können, wenn sie Abends davon trinken, und ihre Füsse in Flanell wickeln. Noch muß ich bemerken, daß es zweyerley Arten von Hollunder giebt, die an den Stengeln der Beere leicht zu unterscheiden sind. *Hollunderbäume*, die ihre Beeren auf rothen Stengeln tragen, sind die besten, und ihre Beeren die schmackhaftesten und kräftigsten. Die Beeren auf grünen Stengeln hingegen sind sehr wässericht, und werden auch Wasserhollunder genannt.

Messing zu färben wie Gold.

Nimm ein Maß Regenwasser, lasse es halb einsieden, thue darein 1 Loth Kummi, und ein Sechzentheil gelben Arsenik, lasse zuvor die Arbeit mit Weinstein aussieden, nachmals mit Essig gesäubert, so wird es aussehen wie Gold.

Münz-

Münzabgüsse in Gyps.

Man bieget ein vierseitiges Blatt Staniol (Spiegelfolie) so grösser als die Münze ist, welche man abzuformen die Absicht hat, über die eine Fläche der Münze, und das, was vorragt, wird auf die andere Seite geworfen, und diese damit bedecket. Die erste oder ganz mit Staniolöl belegte Seite wird mit einer Bürste gerieben, bis sich das Gepräge eingedrückt hat, und man vollendet diesen Abdruck mit einer Borstenbürste, welche nur die Dicke eines Federkiels hat, damit das Gepräge in dem Staniol vollkommen ausgeführt erscheine. Diese abgeriebne Staniolfläche drücke man in ein gelbes, mit Terpentin geschmolzenes, kaltes, rundes Wachs, welches die Dicke eines Messerrückens hat, und vor der Münze vorragt, und diese Wachsvorragung wird wie ein Kuchenrand aufwärts gestrichen. Die herübergeschlagnen Ende der Folie legt man über diesen Rand zurück, man drückt

die Masse fest, und läßt die Münze aus ihrer Lage fallen. Auf diese Art entsteht ein Model zu etlichen Gypsabgüssen, wenn man flüssigen Gyps eingießt, und man verfährt hierauf mit der andern Münzfläche eben so.

Wie Papier zuzurichten, daß es nicht leicht Feuer fängt, und umgekehrt ein Feuerfangendes zu machen.

Um in Papierpatronen Schießpulver aufzubewahren, damit es nicht leicht Feuer fange, zerstößt man Alaun zu Pulver, welches man in drey Theilen Wasser bei gelindem Feuer zergehen läßt. Man ziehet die Bögen Papier zweymal durch diese warme Auflösung, indem es noch naß ist, und hierauf wird es auf Schnüren zum Trocknen aufgehängt. Man könnte es ein unverbrennliches Papier nennen.

Zündendes Papier verfertigt man sich zum Feueranschlagen beim Tobackrauchen statt des Zünderschwammes von weissem

Druck=

Druckpapier, welches man durch Salpeterwasser ziehet, und den Salpeter kalt zergehen lasset. Noch naß fängt es schon den Funken vom Stahl und Stein auf, und brennt mit Knistern fort. Es ist noch dazu der Gesundheit zuträglich, da es die reinste gephlogistisirte Luft ins Zimmer bringt, und in Krankenstuben angezündet, die verdorbene Luft verbessert. Ein Trost für den Tobackschmaucher. Hingegen verwahren die Engländer ihr Schießpulver gegen die Nässe der Luft in Pulvertonnen, die sie inwendig mit dem beschriebenen Alaunpapier ausfüttern, und man würde das Mittel noch verbessern, wenn man vorher die Fässer ein wenig mit heisser Alaunlauge etlichemal bestriche, und gut austrocknete, weil ein alauntes Holz nicht leicht zündet.

Mittel gegen das Erfrieren der Bäume.

Man komme der Natur in diesem Falle mit eben dem Mittel zu Hilfe, welches ihre

eigene Frostsalbe ist, man entlaube sie nach und nach vor der Zeit des Blätterabfalls, damit der Saft abnehme, und klebriger werde, ehe ein starker Frost einfällt, und man fange mit den äussersten Zweigen an. So dauerten die zarten Maulbeerbäume den heftigen Winter von 1779 in England aus, weil man sie vorher für die Seidenwürmer abgepflücket hatte, da doch die einheimischen Bäume von dem Michaelsfroste des Jahres 1708 umkamen. Bei dem künstlichen Entlauben muß man die Knospen des nächsten Jahrs schonen, und das Laub allmählig abnehmen, und um die Wurzeln streuen, wie es die Natur macht, um das Eindringen des Frostes in die Erde zu verhindern. Junge und fremde Bäume werden früher kahl gemacht, als die gummigen und alten.

In=

Inhalt.

A.

Seite

Abhandlung von Blitzableitern . . 5
— — — von frühzeitiger Erzeugung der Kohlgewächse . . 15
— — — von einem Universalmittel wider die Lungensucht . 142
— — — von Pfleg- und Behandlung des Rindviehs . . 258
— — — der indianischen Hühner deto 199
— — — über die vortreflichen Wirkungen des Freysaamenkrauts (vulgo Stiefmütterchen) genannt . . . 153
Alikantenwein zu machen . . . 237
Anekdoten, die Frau Gaffori . . 316
— — — Leonhard von casa nuova . 313
— — — der Mörder . . . 322
— — — Offizier (der französische) . 310
— — — Räuber (der) in Korsika . 307

Inhalt.

	Seite
Anekdoten, Soldaten (die) zu Avignon	309
— — — Staatsverbrecher (der) .	315
— — — Wittwe (die) von Siglia .	304
Anis, dessen Nutzbarkeit in der Oekonomie	366
Anisöl (vortreflich)	370
Anstrich (gelber) der sehr wohlfeil .	90
Artischocken, wie sie im Winter zu verwahren	45
Asche der Pflanzen und Steinkohlen anwendbar	57
Athem (übelriechenden) zu vertreiben .	367
Augen (gute) zu erhalten . . .	396

B.

Bäume zu kopuliren	186
Beschaffenheit der frühzeitigen Gartengewächse	18
Beschreibung der k. k. Bibliothek in Wien	341
— — — des Belvedere daselbst .	350
— — — des Naturalienkabinets .	347
Bienenzucht im Oktober . . .	50
— — — im November . . .	80
— — — im Dezember . . .	101

Inhalt.

Seite

Boden (aus Thon oder Leim bestehenden) zu verbessern 54
Blumengarten • Verrichtungen im 8ber . 43
— — — — im 9ber . 71
— — — — im 10ber 93
Blumen im Winter zu erzeugen . . 359
Blumenkohl frühzeitig zu erziehen . 35
Blumenstrauß (kostbarer) . . . 349
Brand im Waizen auszurotten . . 179
Brandwein aus gelben Rüben . . 184
Brüste (böse) zu heilen . . . 393

C.

Cook (des berühmten Seekapitains) Tod. 105

E.

Eier ohne Hühner auszubrüten . . 299
Eigenschaft der zu Kalk gebrannten Dinge 54
Einschlag zu gemachten süssen Weinen . 238
Entstehung (die) der neuen Insel bei Santorin 324
Erdboden (sandichten) zu verbessern . 62
Erdgattung (schädliche) . . . 67
Erfrieren der Bäume zu verhindern . 403
Erziehung guter Ochsen und Kühe . 258
Essig vor Verderben zu bewahren . . 89

Inhalt.

F.

Seite

Fabeln, der Weidenbaum . . . 330
— — der alte Spatz, u. seine Jungen 331
— — das Rothkelchen . . . 332
Farbe (rothe) von Johanneskraut . 85
Farrenkraut 183
Feldverrichtungen im Oktober . . 39
— — — im November . . 79
— — — im Dezember . . 92
Feigenbäume, wie sie im Winter zu verwahren 43
Fischerey im Monat Oktober . . . 51
— — im November 81
— — im Dezember 101
Flachs wie eine Seide zuzurichten . . 298
Frontigniak zu machen 235

G.

Gänserichkraut, wie selbes anzuwenden? 372
Gebäude mit Blitzableitern zu versehen . 6
Gedichte, Alint am Ufer . . . 333
— — Gegenstück zu Kleists Gemälde 339
— — Kleine (die) . . . 340
— — Wiegenlied 336

Inhalt.

Seite

Gerberlauch zu Miſtbeeten dienlich . 33
Geſicht (von der Sonne verbranntes) wie-
der weiß zu machen . . . 375
Geſichtsfarbe (gute) zu haben . . 367
Geſchwulſt der Füſſe zu heilen . . 386
Gliederreiſſen zu vertreiben . . . 391

H.

Hefen lang aufzubewahren . . . 181
Heideerdreich nützlich 60
Heu (ſaures) ſchädlich . . . 274
Holzarten dem Ebenholz gleich zu machen 300
Holz auf Nußbaumart zu färben . . 396
Holzwerk vor Würmern zu verwahren . 395
Hollunderwein 398
Huſte zu vertreiben 388

J.

Jägereyverrichtungen im Oktober . . 51.
— — — — im November . 82
— — — — im Dezember . 102
Indianen, oder welſche Hühner, wie ſie
zu behandlen? 199
Johanneskrauts Gebrauch . . . 85
Italiäniſchen Wein zu machen . . 233

Inhalt.

K.

Seite

Kälber, wann sie zu beschneiden? . . 263
Kalk, wie er als Dünger anzuwenden? . 58
Kies (kleiner) nüzlich in der Oekonomie 56
Kohlrabi zur frühen Zeitigung zu befördern 38
Kopfkohl oder Kappuskraut zu pflanzen . 22
Küchengartenverrichtungen im Oktober . 44
— — — — im Novemb. . 72
— — — — im Dezember . 94
Kühe, wie lang sie zum Kälbertragen tüchtig? 286
Knoblauch in der Landwirthschaft zu benützen 381
Krautabschneiden bei den Wurzelgewächsen schädlich 20
Kriegführungsart der Indianer . . 122

L.

Lacrima Christi-Wein 237
Landwirthschaftsverrichtungen im Oktober 39
— — — — im Novemb. 70
— — — — im Dezemb. 92
Lein- und Baumwollwäsche wieder weiß zu machen 358

Mäh-

Inhalt.

M.

Seite

Mähler (blaue) zu heilen . . . 387
Maulbeerbäume zu säen . . . 220
Maulwürfe zu vertreiben . . . 382
Mehlthaue dem Viehfutter schädlich . 273
Mergel, wie er zu erkennen? . . . 66
Messing zu färben wie Gold . . . 400
Mistbeete, wie sie anzulegen? . . 29
— — solche ohne grossen Kösten her-
zustellen . . . 30
Mittel wider den Ansprung im Gesichte 168
— — Aufblähen (das) des Viehes . 185
— — Ausschlag (den) und Flechten . 154
— — Biß wüthender Thiere . . 297
— — Blutharnen (das) des Viehes . 291
— — Fäulung (die) der Veilchen und
Pflanzen auf warmen Mistbeeten 253
— — Gicht (die) 162
— — Kolik (die) . . . 368 386
— — Krankheiten (die) ansteckenden . 293
— — Lungensucht (die) . . . 143
— — Lustseuche (die) der Kühe . . 295
— — Sucht (die) fallende . . 179
— — Steifigkeit der Pferde . . 183

Mit-

Inhalt.

Seite

Mittel wider die Vollblütigkeit (die) des Rindviehes 266
Mittel für die Fleischwunden, oder Schäden der Klauen bei dem Rindvieh . 290
Mond, ob er auf die Gartengewächse Einfluß hat 15
Muscheln (ausgegrabene) nützlich . 57
Münzen in Gyps abzugiessen . . . 401
Muskatellerwein zu machen . . . 235

N.

Nägel (zerquetschte) zu heilen . . 387
Nelkenfeinde (neubemerkte) . . 239

O.

Obstgartenverichtungen im Oktober . 45
— — — im November . 74
— — — im Dezember . 95
Ochsen, wie lang sie brauchbar . . 287
Oel aus Anis zu verfertigen . . 370
— — von Buchen deto . . . 87
Oval (merkwürdiger) in Wien . . 348

Pro-

Inhalt.

P.

Seite

Papier zu machen, daß es nicht Feuer fängt, u. umgekehrt feuerfangend zu machen . 402
Prokuli, wie sie zur frühen Zeitigung zu befördern? 38

R.

Regel (allgemeine) bei Uibersetzung der Gartengewächse 38
Rheinwein zu machen 238
Ruhr (rothe) zu heilen 374

S.

Sand, wie er bei festen Boden zu gebrauchen? 54
Savoyer Kohl mit Vortheil zu erzeugen . 27
Sektwein zu machen 227
Silber vom Unrath zu reinigen . . 357
Schaden vom übermäßigen Viehstand . 360
Schalenmergel ist guter Dünger . . 56
Spulwürmer zu tödten 383
Stiefmütterchen (ein Unkraut) zu benützen 153
Stiere, wie lang sie gut zum Belegen? . 288
Schweine auf Weizen zu pfärchen . . 394

Inhalt.

T.

Seite

Tobacksdosen (seltne) in dem Naturalien-
kabinet zu Wien 348
Tokayerwein zu machen 235
Torf, anwendbar, zu Verbesserung der
Grundstücke 61
Treibbeete zu machen 34

V.

Viehzuchts-Wirthschaft im Oktober . 48
— — — im November . 78
— — — im Dezember . 98

W.

Wachsthum der Pflanzen in den Mistbee-
ten zu befördern 37
Waldverrichtungen im Oktober . . 47
— — — im November . . 77
— — — im Dezember . . 98
Wanzen zu vertreiben 381
Wasser (trübes) dem Viehe schädlich . 276
Wassersucht zu vertreiben . . . 397
Weingartenverrichtungen im Oktober . 47

Wein-

Inhalt.

Weingartenverrichtungen im November . 76
— — — — im Dezember . 97
Weinverbesserungen 227
Weißkraut, wie es zu erziehen? . . 22

3.

Züge der Karakteristik der Korsen . . 302
Zwiebel zu vergrössern . . . 359

Druckfehler.

Seite	Zeile		Lies
89	— 7 —	es richt	riecht
118	— 20 —	anf	auf
126	— 13 —	vorſtelleu	vorſtellen.
142	— 7 —	Geſchlechss	Geſchlechts.
185	— 7 —	herumſühren	herumführen.
237	— 19 —	alsdanu	alsdann.
264	— 17 —	Misbranch	Misbrauch.
303	— 15 —	Gegendeu	Gegenden
309	— 10 —	vortreflichſten	vortreflichſten
312	— 16 —	Angen	Augen.
322	— 7 —	eben ſo brav ꝛc	alles eben ꝛc.
353	— 13 —	geſtoſtet,	gekoſtet.
360	— 13 —	ſte	ſie.
377	— 22 —	Naturforſchers	Naturforſcher

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dengg, Patriz

Handbuch für Liebhaber der Natur und Oekonomie

Bd.: 2

Grätz 1788

Res/Oecon. 782-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10923051-8
VD18 12629588-008